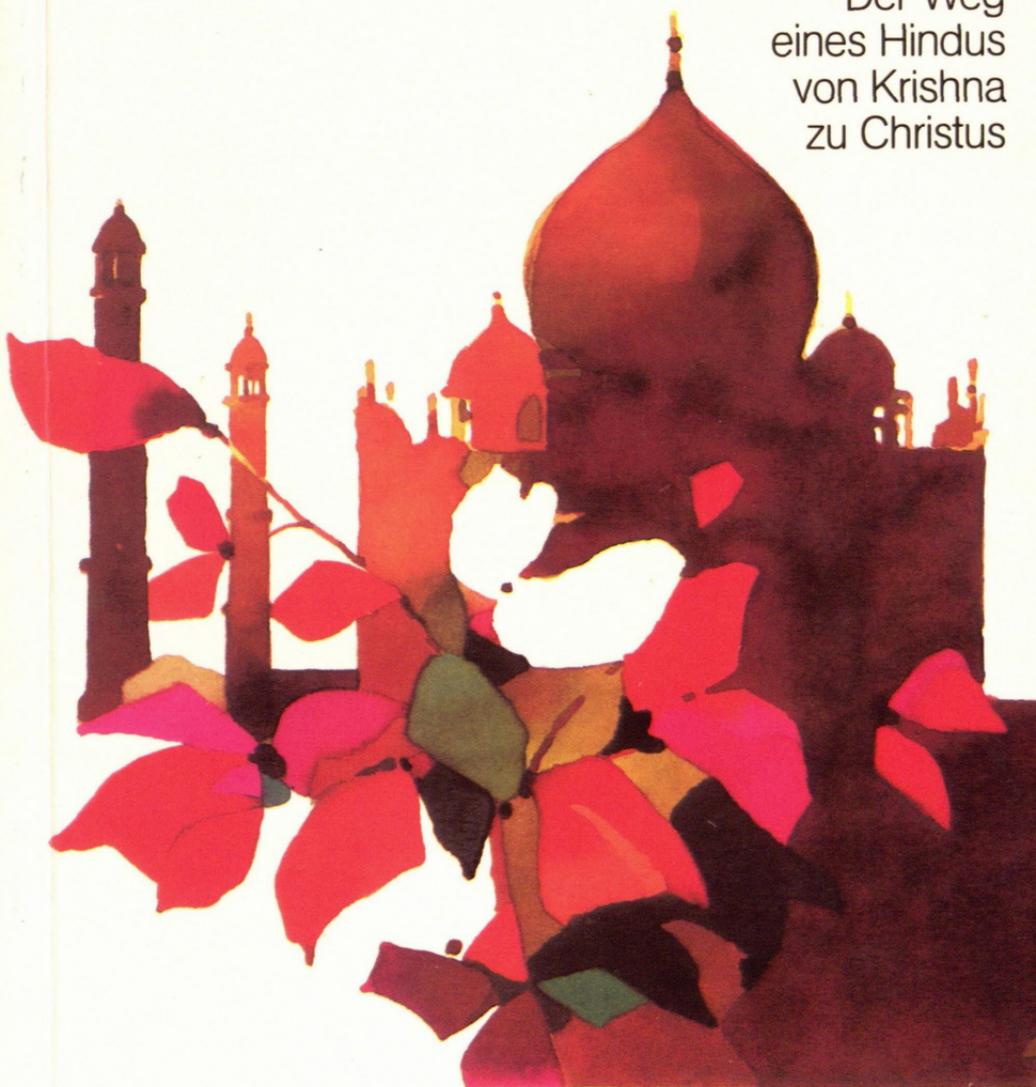


**ABCteam**

Dave Hunt

# Einer bricht aus

Der Weg  
eines Hindus  
von Krishna  
zu Christus



**Oncken Verlag**



Hunt · Einer bricht aus



Dave Hunt

# EINER BRICHT AUS

Der Weg eines Hindus von Krishna zu Christus



Oncken Verlag Wuppertal und Kassel



Bücher, die dieses Zeichen tragen, wollen die Botschaft von Jesus Christus in unserer Zeit glaubhaft bezeugen.

Das ABCteam-Programm umfaßt:

- ABCteam-Taschenbücher
- ABCteam-Paperbacks mit den Sonderreihen: Glauben und Denken (G + D) und Werkbücher (W)
- ABCteam-Jugendbücher (J)
- ABCteam-Geschenkbände

ABCteam-Bücher erscheinen in folgenden Verlagen:

Aussaat Verlag Wuppertal / R. Brockhaus Verlag Wuppertal

Brunnen Verlag Gießen / Bundes-Verlag Witten

Christliches Verlagshaus Stuttgart / Oncken Verlag Wuppertal

Schriftenmissions-Verlag Gladbeck

ABCteam-Bücher kann jede Buchhandlung besorgen.

© 1976 Fleming H. Revell Company

Amerikanischer Originaltitel: »God Of The Untouchables«

Erschienen bei Fleming H. Revell Company, Old Tappan, New Jersey, U.S.A.

Deutsch von Irmgard Nusch

1978 Oncken Verlag Wuppertal und Kassel

Umschlaggestaltung: Ralf Rudolph, Ratingen

Gesamtherstellung: Thiele & Schwarz, Kassel

ISBN 3-7893-2161-3

## INHALTSVERZEICHNIS

1. Der Gott, der Haare verlangt . . . . .	7
2. Die Suche nach Rettung . . . . .	20
3. Kraft in dem Blut . . . . .	29
4. Hinduismus nimmt alle Religionen an . . . . .	42
5. Echos aus der Vergangenheit . . . . .	55
6. Niemals! Niemals! . . . . .	67
7. Ein Lebensgefährte, von Gott erwählt . . . . .	74
8. Triumph und Tragödie! . . . . .	88
9. „Ich diene einem wunderbaren Gott!“ . . . . .	102
10. In der Obhut des himmlischen Vaters . . . . .	112
11. Das „Industan Bible Institute“ . . . . .	120
12. Glaube oder vergebliche Hoffnung? . . . . .	128
13. Die neuen Missionare . . . . .	139
14. Der Herr ist treu . . . . .	148
Fremdwörterverzeichnis . . . . .	159



# 1. Der Gott, der Haare verlangt

»Hare Rama, hare Krishna . . . hare hare. O Vankateswara, große Schönheit, höre unsere Gebete!«

Ein sanfter Wind bewegte die kühle Nachtluft und blies den bekannten Sing-Sang wie ein gewaltiges Flüstern über die scheinbar endlose Reihe der Pilger, die die steilen Abhänge zum Tempel hinaufkletterten. Die ganze Nacht hatten sie sich gemüht, die Stufen zu ersteigen, die in den Berg geschlagen waren. Sie atmeten schwer von der Anstrengung, ruhten, wenn es nötig war, und begannen dann aufs neue den Aufstieg auf ihr hochgelegenes Ziel. Einige trugen Petroleumlampen vor sich her. Andere stolperten in der Dunkelheit mit voran, nur wenig unterstützt durch die dünne Mondsichel, die gleichgültig am Horizont hing. Der Gott Vankateswara, dessen besonderer Wohnsitz der berühmte Tempel auf der Spitze des Berges war, würde sie huldvoll ansehen, weil sie diesen mühevollen Aufstieg unternahmen. Diese Hoffnung gab den Müden neue Kraft.

Nagaruru Vankateswami Gupta bewegte sich unruhig in seiner Sänfte und strich schläfrig die langen schwarzen Haarsträhnen aus der breiten Stirn. Sein Haar war in den neun Jahren seit seiner Geburt nie geschnitten worden. Seine Mutter ging mühsam neben ihm. Sie gedachte der Gelübde, die sie auf diesem Berg vor der Geburt ihres geliebten Vankateswami abgelegt hatte. Diesen Sohn hatte ihr der Gott Vankateswara geschenkt, und er war nun ihr Augapfel. Niemals würde sie die erste Pilgerfahrt zu Vankateswaras Berglager vergessen, die sie mit ihrem Mann gleich nach der Hochzeit unternommen hatte.

Sie und ihr Mann hatten jeden Zentimeter ihres Haares abschneiden lassen und vor sich auf den Steinboden des Tempelhofes hingelegt. So knieten sie mit geschorenen Köpfen vor dem Gott und schworen einen heiligen Eid. Würde ihr Gebet um einen Sohn erhört werden, wollten sie ihn dem Gott Vankateswara weihen.

Die Geburt eines gesunden, kräftig schreienden Jungen hatte sie ein Jahr später davon überzeugt, daß die Pilgerfahrt belohnt

worden war. Gleichsam als Siegel auf ihr Gelübde hatten sie das Baby Vankateswami genannt. (Nagaruru war ihr Familienname und Gupta der Titel ihrer Vaishya - Nebenkaste). Aus Dankbarkeit hatten sie gelobt, mit ihrem Sohn zurückzukehren, sobald er alt genug war, um an dem Heiligen Tempel anzubeten. Nun waren sie dabei, dieses Gelübde zu erfüllen. Die Reise hatte ihnen viele mühsame Stunden per Bus und Bahn und auch zu Fuß eingebracht. Und nun stiegen sie mit den vielen Tausenden in langen Reihen auf den Berg hinauf.

Der Himmel färbte sich im Osten rot durch die kommende Dämmerung. Eine ganze Anzahl Pilger waren schon da, als Vankateswami mit seinen Tanten, Onkeln, Eltern, Großeltern, Vettern und Cousinen die Bergspitze erreichte. Sie machten Halt, um sich im Anblick des heiligen Sees und der hochaufstrebenden, kunstvoll geschnitzten Türme von Vankateswaras Tempel auszuruhen. Mit einem Ruck wurde Vankateswamis Sänfte aufgesetzt und erschreckte den Jungen, der den Namen des Gottes trug. Er sprang heraus und rieb sich die Augen.

»Sind wir da, Jaigee?« rief er der alten Frau zu, die aus der Sänfte kroch, welche neben ihm abgesetzt worden war.

Die Mutter seines Vaters war noch längst nicht so gebeugt, wie man es in ihrem Alter erwartet hätte. Sie war klein, aber kräftig und ihr Gesicht rund und voll. Ihr langes Haar, zu einem festen Knoten gewunden, veränderte sich von grau zu silbern. Sie reckte vorsichtig ihre verkrampften Glieder und sah dabei ihren Enkel an. Ihre Augen strahlten vor Freude und Stolz. Blickte man tiefer in ihre dunklen Gründe, so erkannte man einen Schimmer von Schläue, der sie für andere gefürchtet und gleichzeitig verehrungswürdig machte. Seit einigen Jahren war sie Witwe, jedoch immer noch der Kopf hinter den Kulissen. Sie leitete das Geschäftsimperium, das ihr verstorbener Mann gegründet hatte. Vankateswamis Vater, der älteste der sechs überlebenden Söhne, war das anerkannte Haupt des Unternehmens; aber Jaigees Rat wurde stets gesucht und befolgt.

Gutherzig langte sie herüber und zwickte den Jungen in die Wange. Sie flüsterte ernst: »Wer dahin geht, wohin die Götter ihn

führen, wird sein Ziel so sicher erreichen, wie der Reis zu seiner Zeit sprießt.« Man fragte nicht danach, ob ihre Zitate von ihr selbst stammten oder ob sie sie von ihrem Guru gelernt hatte (es sei denn, daß sie bekannte Teile der Vedas zitierte), alle respektierten ihre Weisheit.

» Hat die Sonne meines Lebens wohl geruht?« Seine Mutter stand hinter ihm und ließ ihre Finger liebevoll durch die langen glänzenden Locken gleiten, die ihm weit über die Schultern hingen. Dieses prächtige Haar würde bald mit ihrem eigenen auf dem Boden des Tempels liegen. Sie biß ihre Zähne zusammen und versuchte die Gedanken von dem Gerücht abzulenken, das flüsternd im Umlauf war und besagte, daß die Haare, die dem Gott geopfert wurden, irgendwie nach Hongkong und Korea gelangten. Dort würden sie blond, rötlich und in andere sonderbare Farben gefärbt, die man in Indien selten sieht, und dann zu Perücken verarbeitet, um nach Europa und Amerika verkauft zu werden.

Vankateswamis Vater hatte seinen müden Rücken an einen Felsblock gelehnt. Jetzt stand er mühsam auf. »Kommt«, sagte er in bestimmtem Ton und mit einer herrischen Handbewegung. »Wir haben uns lange genug ausgeruht, seht, wie viele sich vor uns drängen!« Er ging auf den See zu, und ihm folgten alle die Verwandten, die dankbar sein großzügiges Angebot, alle Unkosten dieser heiligen Wallfahrt zu bezahlen, angenommen hatten.

Die frommen Pilger ließen ihre Sandalen draußen bei den eifrigen Tempeldienern, bevor sie in einer Reihe durch den hohen Torbogen traten. Die kühlen Steine des Tempelhofes taten ihren nackten Füßen wohl. Vankateswami folgte seinem Vater. Er hielt seine Hände über die heilige, reinigende Flamme, die ein schwitzender, halbnackter Priester vor ihm schwenkte. Dann legte er sie schnell an seine Wange, um die Wärme zu spüren. Dabei nahm er etwas von der heiligen Asche zwischen seine Finger, um das bekannte Zeichen an Stirn und Hals zu machen. Den Rest der Asche legte er auf seine Zungenspitze und murmelte die Mantras, genau wie sein Vater.

Während Vankateswami darauf wartete, an die Reihe zu kommen, klammerte er sich fest an seine Mutter. Er beobachtete, wie

die Barbieri des Tempels arbeiteten. Sie rasierten die Köpfe mit wenigen Zügen kahl und hielten nur an, um ihre Rasiermesser zu schärfen. Die Frauen sahen fast nackt aus ohne Haare. Er streichelte seine langen Locken, und eine Welle der Rebellion überflutete ihn. Warum sollte dieser Gott sein Haar verlangen? Was machte er damit? Dann sah er die Zierde seiner Mutter, das lange schwarze Haar, auf die Steine fallen. Er fühlte das Rasiermesser auf seinem eigenen Kopf, und sein Groll wandelte sich plötzlich in stolze Entschlossenheit. Es war unnütz, den göttlichen Willen anzuzweifeln. Jaagee hatte ihm das schon so oft gesagt, so, wie ihr Guru es sie gelehrt hatte. Die Götter hatten ihre eigenen Gedanken, die über menschliches Verstehen hinausgingen. Eines Tages würde er selbst ein Gott sein und endlich frei von Illusionen der Angst und Sorge und frei von den irdischen Dingen.

Vankateswamis Mutter hielt ihn nun wieder an ihrer Hand. Sie überquerte mit ihm den Tempelhof und folgte seinem Vater. Die Mutter sah so sonderbar aus ohne ihre Haare, daß Vankateswami sie kaum erkannte. Unwillkürlich fuhr er mit seiner Hand über seinen nackten Schädel. Da war Blut! Schnell zog er seine Hand zurück und unterdrückte den Schrei, der ihm in der Kehle steckte. Er mußte doch tapfer sein, so wie seine Mutter es ihn gelehrt hatte. Ganz im Gegensatz zu den verschämt abgewandten Blicken der Frauen niederer Kasten, trug seine Mutter ihren Kopf stolz aufgerichtet, als sie neben ihm ging. In ihren Augen lag ein Blick feuriger Entschlossenheit, der kundtat, daß es eine Ehre war, sein Haar einem Gott zu geben, der Gebete erhört.

Er fühlte ein Jucken auf seiner Kopfhaut. Schon begann der Sonnengott das rohe Fleisch zu heilen. Ein gutes Omen!

»Die Teufel sind von Vankateswami ausgetrieben worden!« rief der Oberpriester des Shivatempels in Dugganapalli einige Wochen, nachdem die Pilger zurückgekehrt waren. Seine Untergebenen nickten ernsthaft mit den Köpfen. Jedoch versuchten sie nicht, ihren Unglauben an diese Botschaft, den sie noch hegten, zu verstecken. Konnte das Kahlscheren eines Kopfes solche Wunder bewirken? Es gab eine Anzahl von Halbstarke im Dorf, von

denen sie gerne gesehen hätten, daß sie eine solche Pilgerfahrt nach Tirupati machten.

»Er beginnt, die wahren Werte des Lebens zu erkennen«, fuhr der glückliche Brahmane fort. »Wahrlich, Vankateswara ist ein Gott, der Leben ändern kann! Vielleicht sollten wir ihm einen Altar bauen!« Ein Blick über den verbauten Hof setzte dem Vorschlag ein Ende. Der Schirmherr des Tempels, Vankateswamis Vater, würde vielleicht bereit sein, einen Anbau zu finanzieren - doch die Frage konnte nur zu einem günstigen Zeitpunkt vorgebracht werden. Man durfte es nicht wagen, eine negative Antwort hervorzulocken, denn Vankateswamis Vater war ein Mann, der an einer einmal ausgesprochenen Meinung festhielt.

Die Priester gehörten zu dem Ramatempel, den Vankateswamis Großvater gebaut hatte und der von den Gaben seines Vaters unterhalten wurde. Sie waren sehr erstaunt und außerordentlich erleichtert, als sie die bemerkenswerte Veränderung sahen, die die Pilgerfahrt nach Tirupati in diesem Jungen hervorgerufen hatte. Er war früher der Schrecken des Tempels gewesen. Nun lief er nicht mehr durch das Heiligtum vor einer Bande junger Burschen her, die sonst lachend und lärmend die Götter beleidigt hatten.

Das war nun alles Vergangenheit! Vankateswara sei gepriesen! Wunderbarerweise war ein neuer Junge von Tirupati zurückgekommen. Vankateswamis regelmäßige Besuche in beiden Tempeln erbrachten ihm nun ein freundliches Lächeln von den Priestern und ab und zu auch einmal ein Streicheln über den Kopf und ein ermunterndes Wort. Vankateswami war ein frommer und ernster Anbeter im Shiva- und auch im Ramatempel, und er schien allen Göttern wirklich untergeben zu sein.

Zur großen Freude seiner Eltern und auch Jaigees brachte auch das kommende Jahr keinerlei Nachlassen in Vankateswamis religiösem Eifer. Er war geduldig und liebenswürdig seinen jüngeren Brüdern gegenüber und seinen Eltern gleichmäßig gehorsam. Dadurch war Vankateswami seiner Eltern Freude und Stolz. Als er größer wurde, achtete er besonders auf sein persönliches Dharma und bemühte sich sehr, gute Werke zu tun, damit sein Karma im nächsten Leben ein besseres würde. Das schmackhafte-

ste Ziegenessen konnte ihn nicht in Versuchung bringen, den Vaisha-Eid der Vegetarier zu brechen. Er war der Lehre Ahimsas in einem solchen Maße untergeordnet, daß er sich weigerte, Lederwaren irgendwelcher Art zu tragen, ohne die feste Garantie, daß das Tier an Altersschwäche eingegangen war. Der Stolz seiner Eltern auf ihren Erstgeborenen konnte nur noch übertroffen werden von ihrer Liebe zu ihm. Manchmal meinte Vankateswami, der glücklichste Junge in der ganzen Welt zu sein, weil er zu solch einer guten Familie gehörte. Jaigee tadelte ihn jedoch wegen solcher Bescheidenheit. »Das ist dein Karma«, betonte sie, »die guten Taten deines früheren Lebens sind zusammengekommen!«

»Als der älteste Sohn wirst du eines Tages das Geschäft übernehmen«, so begann Vankateswamis Vater eines Tages ein ernsthaftes Gespräch. Sie saßen an einem heißen, regnerischen Tag auf der breiten Veranda, von wo aus die Geschäfte geleitet wurden. Sie unterhielten sich in den langweiligen Pausen zwischen dem Kommen und Gehen der Kunden. »Ich möchte gerne, daß du eine bessere Schulbildung bekommst, als ich sie hatte. Eine gute Ausbildung ist jetzt weit wichtiger als früher. Und Jaigee sagt, daß es zunehmend wichtiger wird.«

Vankateswamis Gesicht strahlte: »Werde ich dann nach Produtar zur Oberschule gehen?« fragte er eifrig, »und dort bei Jaigees Bruder und dessen Familie wohnen?«

Sein Vater nickte: »Ja, ich habe mit Jaigee und deinen Onkeln darüber gesprochen. Wir sind uns einig. Du bist ein kluger Junge mit einer schnellen Auffassungsgabe, und du bist gewissenhaft. Du wirst es schaffen an der Oberschule!« Er beugte sich vor und blickte angespannt ins Gesicht seines Sohnes: »Später möchten wir, daß du zur Universität gehst, um Rechtsanwalt zu werden. Du kannst dir vorstellen, welch ein Vorteil das sein wird bei all den Prozessen, die wir jedes Jahr laufen haben.« Vankateswami sprang hoch und stand vor seinem Vater wie ein bengalischer Krieger. »Ich werde sie nicht enttäuschen, Sir!« sagte er ernsthaft mit vor Aufregung geröteten Wangen. »Ich werde der beste Rechtsanwalt sein, den die Gulpas je hatten. Sie können sich darauf verlassen!«

Während seines zweiten Jahres an der Oberschule verfolgte ihn sein schlechtes Gewissen in Erinnerung an dieses großartige Versprechen. Er hatte es von Herzen ernst gemeint und keinen Augenblick aufgehört, sich zu wünschen, daß es wahr würde. Eben das brachte Verwirrung in die Scham, die ihn überkam. Trotz seiner besten Absichten hatte er seine Familie verraten. Eine höhere Macht – Jaigee nannte sie die Kräfte des Bösen – hatte seinen Sinn und seine Seele gefangen genommen und ihn in ein Leben der Ausschweifung getrieben. Und das in so jungen Jahren! Es war nicht in seiner Macht, den Drang zu unterdrücken, der ihn gefangen nahm. Alle seine Gebete zu Vankateswara – und zu Krishna, Rama, Shiva und zu jedem anderen Gott, der ihm in den Sinn kam, brachten nicht die geringste Änderung in seinem abwegigen Benehmen. Es war sogar so, daß er immer tiefer in Sünde und Verzweiflung sank, je mehr er betete. Dharma bedeutete ihm nichts mehr, die Vedas waren nicht mehr anzuwenden, und er wußte, daß sein Karma jetzt ein hoffnungsloser Fall war. Das jedoch ging das nächste Leben an. Jetzt lag ihm nur noch an den Vergnügungen, die er aus dem Augenblick herausholen konnte.

Das erste Jahr war mit den besten Zensuren vorübergegangen. Dann hatte das Geld, mit dem sein Vater ihn überschüttete, sobald er danach fragte, ihn auf andere Gedanken gebracht. Er hatte gemerkt, daß es nicht nur möglich war, davon Bücher zu kaufen, sondern zufällig hatte er herausgefunden, wie vergnüglich es war, in Kaffeehäusern bis zum frühen Morgen zu feiern und zu trinken. Das hatte ihn mit schlechten Kameraden zusammengebracht, die an solchen Plätzen zu finden waren. Sie tranken und rauchten, spielten und randalierten durch die ganze Stadt, und ehe er sich versah, machte Vankateswami nicht nur mit, sondern wurde der Anführer. Seine Eltern hatten keine Ahnung davon, denn sein Großonkel glaubte, ohne zu fragen, daß er solange mit seinen Freunden lernte.

Zu spät erkannte er, daß er sich selbst belogen hatte, indem er sich immer wieder schwor: »Heute Abend ist das letzte Mal. Morgen werde ich wie ein Gelehrter studieren.« Doch »Morgen«

kam nie! Letzten Endes rechtfertigte er sich selbst, indem er sich sagte, daß auch das eifrigste Lernen nun nicht mehr genügte. Es war jetzt unmöglich, aufzuholen. So konnte er ebensogut sein Leben genießen. Nun hatte sich sein Schwur geändert in: »Nächstes Jahr werde ich mich mehr anstrengen!« Aber »nächstes Jahr« kam auch nicht.

In den nächsten Sommerferien erwähnte er so ganz nebenbei, daß er mehrere Nachhilfekurse nehmen würde. Sein Vater wurde rot vor Zorn und verlangte nähere Erklärungen. Mit den lahmen Entschuldigungen seines Sohnes war er nicht zufrieden, und er verdächtigte ihn der Lügen. Er ging nach Proddutar und erfuhr die ganze Wahrheit. Was er aufdeckte, verwandelte seinen Ärger in helle Wut. Es hatte keinen Zweck, den Jungen noch länger in der Schule zu lassen.

Und so fand sich Vankateswami mit siebzehn Jahren hinter den langweiligen Büchern des Familiengeschäftes statt beim Jurastudium.

»Achte darauf, daß die Bücher in Ordnung sind, und rühre keine Rupie an!« hatte sein Vater durch zusammengebissene Zähne geknurr, wie ein Richter, der einen Verbrecher verurteilt.

Mit gekreuzten Beinen hatte Vankateswami dort gesessen, die Geschäftsbücher auf den Knien. Er hatte auf den Fußboden gestarrt, um den zornigen Augen zu entgehen. Es stimmte, er hatte versagt. Aber würde sein Vater im Ernst annehmen, daß er ein Dieb sei? Niemals! Er hatte genug gelernt! Hier war alles anders – weit weg von den alten Kameraden. »Eine Lampe an einem windgeschützten Platz flackert nicht«, sagte Jaigee ohne jeden Vorwurf.

Sie inspirierte ihn, seine früheren Gelübde eines religiösen Lebens wieder zu erneuern. Er bedauerte sein Reden und Prahlen über die Prozesse, die er für seinen Vater gewinnen wollte! Es war leicht, sich die Gespräche der Leute vorzustellen, die jetzt im Umlauf waren. Aber jetzt war nichts mehr zu machen, man konnte nur hoffen, daß die Vergangenheit in Vergessenheit geraten würde.

Ihn selbst jedoch verfolgte der Traum, daß er eines Tages

Rechtsanwalt werden würde. Er hatte ihn zu lange genährt und bedeutete ihm zuviel, als daß er ihn schmerzlos beiseite legen könnte. Dieser Lieblingsgedanke, der nun zu Asche verbrannte, war noch längst nicht vergessen. Er steckte wie Steine in seiner Kehle und würgte ihn mit Bitterkeit. Wie dumm war er gewesen, eine glänzende Zukunft gegen wenige Monate des Genießens einzutauschen. Seine eigene Dummheit verwirrte ihn umso mehr, weil er ernsthaft einen ganz anderen Kurs in seinem Leben beabsichtigt hatte.

»Es gibt nur eine Wirklichkeit, einen wahren Lebensinhalt, und das ist Brahman. Alles andere ist Maya. Du bist Gott . . . du weißt es nur noch nicht. Schau in dich hinein und erfahre, daß du und Brahman eins seid. Und dann wirst du befreit von der Illusion der fleischlichen Leidenschaften.« Diese heiligen Wahrheiten hatte Jaigee ihn gelehrt, bevor er die Worte verstehen konnte. Nun gehörten die Worte zu seinem Vokabular, aber er konnte sie immer noch nicht verstehen. Die Götter mußten doch wissen, wie er sich bemüht hatte – und doch hatte er versagt. Wenn er wirklich von der gleichen Substanz wie Brahman war – das heißt, daß er selbst Brahman war –, warum war es dann so schwer, die Wahrheit zu erkennen? Warum schien genau das, was nur Illusion war, immer so real, so lebendig – die Wahrheit dagegen, die einzige Wirklichkeit, schien so unreal und schwer zu fassen?

Wenn sein Traum, ein guter Rechtsanwalt zu werden, nun nicht in Erfüllung ging, mußte er es als sein Karma annehmen. Er konnte immer noch ein guter Buchhalter werden. Sein Vater würde noch einmal stolz auf ihn sein. Aber es hieß nun, fleißig und ehrlich zu arbeiten. Mit der Zeit würde er das verlorengegangene Vertrauen wieder zurückgewinnen.

Schließlich war das Geschäft ja auch interessant. Vankateswami hörte gerne zu, wenn sein Vater oder ein Onkel sich mit einem Kunden unterhielten. Sie saßen sich dabei mit verschränkten Beinen auf einer Matte gegenüber. Die Guptas waren Geldverleiher, und die Bauern kamen aus einem Umkreis von 30 Meilen, um aus den verschiedensten Gründen Geld zu leihen. Sie mußten Saatgut kaufen, oder es galt, über eine schlechte Jahreszeit zu

kommen, wenn es keinen Regen gegeben hatte oder aber zuviel davon. Oder sie wollten Pacht bezahlen, wenn die Ernte ihren Erwartungen nicht entsprochen hatte. Viele uneingelöste Pfandbriefe hatten die Gupta-Brüder zu reichen Landbesitzern gemacht. Deshalb mußten sie viele Knechte beschäftigen, die auf den Feldern pflügten, pflanzten, jäteten und ernteten. Das Verkaufen von Ländereien und Häusern, die sie durch Zahlungseinstellungen gewonnen hatten, war nur ein anderes Geschäft, bei dem sie fleißig Profit machten. Man war nicht im Geschäft, um gute Taten zu vollbringen – das war Sache der Religion. Geschäft und Religion hatten nichts gemein.

Sobald die Ernte eingebracht war, verkauften viele Bauern aus Verzweiflung alles für jeden Preis, der geboten wurde. Ob es sich um Reis, Mais, Baumwolle oder irgend etwas anderes handelte – die Guptas kauften alles auf, natürlich zum richtigen Preis. Dann verbargen sie alles sorgfältig unter dem Haus in großen Vorratsräumen, die bis unter die Straße reichten. Die dicken Stein- und Zementwände hielten nicht nur Feuchtigkeit und Diebe ab, sondern sie entmutigten sogar die riesigen Ratten, die dafür bekannt waren, daß sie sich durch Gebäude fraßen und kratzten. Vankateswamis Vater hatte genug Kapital, um große Mengen aufzukaufen, und er besaß auch genug Geduld, um abzuwarten. Darum konnte er später alles zu hohen Preisen verkaufen, denn dann war die Nachfrage stärker als das Angebot.

Nichts wurde verliehen ohne ausreichende Sicherheit; aber oft war ein Bauer nur Pächter und besaß selbst kein Land. Ein solcher Kunde holte dann einen Beutel hervor, der unter seinem Hemd an einer Schnur um den Hals hing. Daraus holte er zögernd einen Gegenstand nach dem anderen: goldene Ohringe, Halsketten oder auch vielleicht einen Diamanten oder Rubin. Traurig rieb er sie, bis sie glänzten, und legte sie dann vor sich auf die Matte. Danach untersuchte der Chef des Gupta-Unternehmens sorgfältig und fachkundig jedes Stück. Während der Untersuchung knurrte und brummte er und machte kaum zu hörende Bemerkungen über schlechtes Handwerk, geringe Qualität und zweifelhaften Leihwert. Goldene Gegenstände wurden unbarmherzig an einem

Prüfstein gerieben, um zu sehen, wie die zurückbleibenden Spuren im Vergleich zu Gold bekannter Qualität ausfielen. Dann folgte das übliche Feilschen, oft genug erhitzt und beleidigend. Obgleich die verhandelnden Parteien, die sich auf der Matte gegenüber saßen, sehr verschieden waren, so blieben doch die Methoden und Praktiken, die gezielten Stiche, das Parieren und die Leidenschaft immer die gleichen – und gleichbleibend gewannen die Gupta-Brüder. Vankateswami brauchte nicht lange, um zu verstehen, daß Geld Macht bedeutete.

Sein Vater war großzügig, wenn es darum ging, Bekleidung zu kaufen oder sonst irgend etwas, was Vankateswami wirklich benötigte. Aber er weigerte sich, ihm Geld zum eigenen Verbrauch zu geben. »Durch das Geld, das ich dir zur Schule sandte, bist du so heruntergekommen«, erklärte sein Vater, als Vankateswami sich beklagte, »den Fehler werde ich nicht wieder begehen. Es gibt kein Geld, bis du kuriert bist!« Damit war die Sache erledigt. Wenn sein Vater eine Entscheidung gefällt hatte, scheiterte jeder Versuch, seinen Sinn durch Argumentieren oder Beweisen zu ändern. Nur die Zeit konnte das erreichen – und zwar viel Zeit. Aber Vankateswami konnte nicht warten. Je mehr er über die Ungerechtigkeit nachdachte, daß er keine einzige Rupie sein eigen nannte, umso überwältigender wurde das Verlangen, etwas von dem Geld, das er am Ende eines jeden Tages zählte, zu nehmen. Nur die Angst hielt ihn zurück. Würde er ertappt, wäre die Demütigung zu groß, als daß er sie ertragen könnte. Und dann kam eines Tages, fast wie ein Geschenk der Götter, eine unerwartete Gelegenheit.

»Schnell, ihr müßt Hilfe schaffen!« So stürzte ein erregter, schwer atmender Farmer von einem nahegelegenen Dorf in ihre Geschäftsräume. Sein Gesicht war rot von Hitze und Erschöpfung. Der Chef des Guptaunternehmens war zu überrascht, um sich zu rühren. Auch Vankateswami, der an diesem Tag als einziger sonst dort war, saß schreckensstarr dort.

»Sitzt nicht da«, rief der atemlose Bauer, »schafft Hilfe herbei!«

»Wozu und . . . wohin?« schrie Vankateswamis Vater zurück, als er wieder Worte fand.

»Dein Bruder Bawala! Sie haben ihn an einen Pfahl gebunden und schlagen unbarmherzig auf ihn ein!«

Der ältere Gupta sprang auf. »Wo ist er?« fragte er mit bebender Stimme. Seine Hände zitterten.

»Es sind Mohan Reddy und seine Söhne. Bawala versuchte, Schulden bei ihnen einzutreiben. Da haben sie ihn überwältigt.«

Schon war Vankateswamis Vater in der Tür. »Los, komm«, rief er und winkte seinem Sohn. »Wir werden auf dem Weg in Proddutar den Wachtmeister holen! Mögen die Götter uns früh genug hinbringen!«

Sie trieben die beiden Ochsen zur größten Eile an. Als sie halbwegs auf der Straße nach Proddutar waren, näherte sich ihnen ein anderer Wagen. Neben dem Fahrer hockte Bawala. Er war so geschlagen worden, daß man ihn kaum erkannte. Er war ein rauher Mann. Offenbar hatte er sich nicht leicht ergeben.

»Geht dir's gut?« rief Vankateswami besorgt.

»Seh ich so aus?« antwortete er und kletterte mühsam aus dem fremden Wagen. Er bezahlte den Fahrer und kam dann zu ihnen. Als die Ochsen heimtrotteten, erzählte er ihnen die Ereignisse dieses wichtigen Nachmittags. Das Sprechen fiel ihm sehr schwer mit seinen geschwollenen Lippen.

»Die 10.000 Rupien, die sie uns schulden, waren schon zwei Monate überzählig. Es gelang mir nicht, sie zu erwischen bis heute. Er wischte sich ein dünnes Rinnsal Blut ab, das aus seiner Nase rann. »Diese Teufel! Ich gab ihnen noch drei Tage, dann würde ich sie vors Gericht bringen. Da sprangen sie mich alle fünf auf einmal an. Sie sind aber nicht ungeschoren davon gekommen. Ich habe mich tapfer mit ihnen geschlagen!«

»Wie bist du denn losgekommen?« unterbrach ihn sein älterer Bruder. »Ich kam nicht los! Sie ließen mich laufen! Zuerst drohten sie, mich umzubringen, und ich glaubte, sie würden es wirklich tun! Zwei von ihnen hatten lange Messer, und die Mordlust leuchtete aus ihren Augen. Sie redeten darüber, wo sie die Leiche verstecken wollten. Dann kam dem Alten eine Idee. Sie boten mir die Freiheit an, wenn ich ihnen ein schriftliches Versprechen über 20.000 Rupien geben würde.«

»Das wirst du doch nicht getan haben!«

»Natürlich tat ich das! Und du hättest das auch getan!«

Vankateswami, der hinter den beiden Männern saß, nickte zustimmend.

»Ich hätte ein Schriftstück für eine Million Rupien unterschrieben, um loszukommen. Papier hält still. Die sollen mal versuchen, es einzulösen.«

»Darauf werden wir nicht warten. Ich werde sie noch vor Abend ins Gefängnis befördern!«

Die Aufregung mit dem Kommen und Gehen der Polizisten hielt tagelang an. Vankateswamis Vater war damit beschäftigt, Berichte zu verfassen. Das Haus war voller Verwandter von nah und fern. Sie bedauerten Bawala und er genoß es, der Mittelpunkt zu sein. Wenn Bawala außer Hörweite war, wurden Spekulationen laut, ob er sich in seinem vergangenen Leben etwa daran beteiligt hatte, ein hilfloses Opfer zu schlagen, und daß sein Karma es ihm nun zurückzahlte. Vankateswami zitterte in dem Gedanken daran, was sein Karma ihm im nächsten Leben antun würde.

Bei der Aufregung war es leicht für ihn gewesen, 20 Rupien aus der Kasse zu nehmen, als sein Vater weggegangen war, um den Polizisten zu holen. Er bedauerte, daß er nicht mehr genommen hatte. Niemand prüfte die Bücher an diesem Tage, auch nicht am nächsten oder am übernächsten. Man war nur an Bawala und an den Verbrechern interessiert, die sehr schnell gefaßt worden waren.

Vankateswami redete sich ein, daß er ja nur einen sehr kleinen Teil von dem genommen hatte, was ihm demnächst ohnehin gehören würde. Und außerdem war es für einen vernünftigen Zweck. Ein neuer Film spielte in Proddutar, und er mußte ihn sehen. Als er einige Tage später auf dem Ochsenkarren dorthin fuhr, nahm er sich fest vor, seine alten Freunde zu meiden und nach der Vorstellung gleich heimzufahren. Der Film sollte gut sein: über einen Mönch, von dem jeder angenommen hatte, er sei die Reinkarnation Krishnas, aber später stellte sich heraus, daß er die Inkarnation eines Dämons war. Eine solche Geschichte durfte man nicht verpassen.

## 2. Die Suche nach Rettung

»Gemeiner Dieb! Beraubt seine eigene Familie!«

»Es tut mir leid, ich wollte es nicht tun.«

»So wenig, wie ich dies tun will!« Sein Vater versetzte ihm noch eine deftige Ohrfeige.

»Er hatte auch nicht vor, die Bücher zu fälschen, das machte sein Federhalter ganz allein«, brummte sein Onkel Terukalaya sarkastisch.

Auf den Feldern um Proddutar gedieh die Pflanze gut, aus der man Indigo herstellte, und Terukalaya verkaufte die harten Kuchen des konzentrierten Farbstoffes an die Tuchhändler in der Gegend von Bombay. Als er von seiner Geschäftsreise zurückkam, hatte er durch die Bücher gesehen und die letzten Unterschlagungen entdeckt.

Als die ersten 20 Rupien, die Vankateswami genommen hatte, unentdeckt geblieben waren, wurde er ermutigt, das gleiche wieder und wieder zu tun. Bald war es seine Lebensart geworden. Endlich hatte sein Vater ihn erwischt und ihn mit Hilfe seines Onkels so lange geschlagen, bis sein Gesicht wund war von den brennenden Schlägen. Aber der heftige Schmerz der Scham war schlimmer gewesen als das Klopfen des Blutes in seiner geschwollenen Backe. Er hatte versprochen, es nie wieder zu tun, und es war sein Ernst gewesen. Jedoch seine größten Vorsätze waren nichts gegen das entsetzliche Verlangen, das sein Leben regierte: Er wollte sein eigenes Geld haben. Dieser ständige innere Kampf ermüdete ihn, und er gab nach unter der Bedingung, daß es das »letzte Mal« war. Natürlich war es das nie.

Weit schlimmer jedoch als die Scham und das Schuldgefühl und der innere Aufruhr war die Furcht davor, daß die schreckliche Voraussage, die sein Vater jedesmal machte, wenn er ihn erwischte, wahr werden würde. »Wenn du so weitermachst, wirst du direkt zur Hölle fahren. Hörst du, was ich sage: direkt zur Hölle!«

Dann stand Vankateswami da mit hängenden Schultern, den

Kopf gesenkt, die Augen auf den Boden geheftet. Innerlich zitterte er.

Aber es dauerte nicht lange, bis alle wieder so nett zu ihm waren, als wäre alles vergeben und vergessen. Sein Vater gab ihm dann einen Klaps auf den Rücken und wollte ihn aufmuntern. Jedoch Vankateswami konnte den Gedanken an die Hölle und die Furcht davor nicht aus seinem Sinn schlagen. Früher einmal hatte er die Zuversicht gehabt, daß sein Karma etwas Besseres aus ihm machen würde im nächsten Leben – vielleicht sogar einen Brahmanen. Nun fürchtete er, daß seine Entwicklung nur noch abwärts gehen könnte . . . er würde eine Ratte werden oder ein ekelhafter Skorpion, immer tiefer hinuntergedrückt von seinem Karma, bis er zuletzt rettungslos in die Höllenflammen fallen würde. Hatte nicht Jaigee selbst gesagt, daß die Seelenwanderung abwärts gehen konnte statt aufwärts?!

Kürzlich hatte die Familie eine Pilgerfahrt nach Benares gemacht zu den Ufern des Ganges. Dort warteten die älteren von ihnen auf den Tod. Sie hofften, daß sie direkt in den Himmel gehen würden, wenn ihre Leichen dem heiligen Wasser übergeben würden.

Er hatte in dieser Mutter aller Flüsse gebadet, aber trotzdem nichts von einer Reinigung seiner Sünden gespürt. Die alte Angst vor der Hölle trieb ihn noch immer um, und doch hatte er das Stehlen nicht gelassen. Er brachte es einfach nicht fertig. Sollte er zurückgehen und sich im Ganges ertränken? Würde das ihm Nirvana garantieren? Wenn er doch nur Gewißheit hätte! Aber es gab so viele sich widersprechende Ansichten von Hunderten von Gurus, die alle beanspruchten, lebende Reinkarnation von Rama, Krishna oder Christus zu sein. Es gab aber noch einen anderen Weg, der Hölle zu entfliehen. Darin stimmten alle überein: Einige seiner Vettern hatten große Summen Geldes an die Priester bezahlt für besondere Pujas, damit ihre verbrannten Eltern ins Nirvana gelangten. Aber wenn nicht genug Geld vorhanden war? Oder angenommen, die Erben wollten diesen Preis nicht bezahlen?

»Wie suchst du Erlösung?« fragte er Jaigee eines Abends ernsthaft, als sie allein waren. Sie war jetzt weniger am Geschäft

interessiert und beschäftigte sich mehr mit den Vorbereitungen auf das nächste Leben. Sie wurde täglich schwächer, aber ihr Verstand war noch klar.

»Es gibt viele Möglichkeiten«, antwortete sie nachdenklich. »Yoga ist die beste, aber nur wenige können die strenge Disziplin einhalten. Jeder muß sein eigenes Dharma suchen. Wenn man mehr Gutes als Böses tut, dann geht die Entwicklung von einem Leben zum anderen wenigstens aufwärts . . .«

»Und wenn die bösen Taten überwiegen?« unterbrach er sie. Sie sah ihn verständnisvoll an. »Sprich und bete die heilige Silbe Om. Man sagt, Om ist der Bogen, wir sind der Pfeil, und Brahman ist das Ziel. Durch Wiederholung von Om und durch Meditation wirst du dein wahres Selbst finden.«

»Ich spreche es öfter, als ich zählen kann, und auch alle die besten Mantras – aber ich habe noch immer keinen Frieden. Ich fürchte mich vor der Hölle!«

»Man hat gesagt, Gewaltlosigkeit, Ehrlichkeit, Nicht-Stehlen, Reinheit und Gewalt über die Gefühle – das ist das Dharma aller vier Kasten. Folge dieser Regel!«

»Ich habe das ohne Erfolg versucht!« Plötzlich wurde er ärgerlich. Andere hatten es auch versucht. »Kein Mensch folgt der Vedas richtig!« murrte er, »noch nicht einmal die Brahmanen. Es ist kein Geheimnis um die Mädchen, die sich so lange im Tempel aufhalten. In unserem eigenen Dorf habe ich gehört . . .«

»Es steht fest, daß Stehlen falsch ist!« unterbrach sie ihn streng und schnitt ihm damit alle Anklagen gegen die Priester ab, obgleich sie wußte, daß sie berechtigt waren. »Es steht einem Dieb schlecht, wenn er andere anklagt!«

»Ich nehme nichts, was mir nicht gehört. Nur, was mein Vater mir vorenthält. Nur meinen Lohn. Er ist unvernünftig!«

»Es ist aber Stehlen«, sagte sie fest, aber die Schärfe war nicht mehr in ihrer Stimme. Er war ihr Liebling trotz der letzten Ereignisse.

»Manchmal ist es recht, zu stehlen«, verteidigte er sich, »sogar die Götter haben gestohlen. Man sagt, daß Krishna die Saris der Frauen stiehlt, wenn diese baden.«

»Das ist nicht das gleiche«, sagte sie unwillig. Dann wurde ihre Stimme wieder weich. »Du wirst dich ändern. Ich habe großes Vertrauen in dich!«

Hierüber hatte er nicht sprechen wollen, und er fühlte sich unbehaglich. »Du hast meine Frage nicht beantwortet«, erinnerte er sie. »Wie suchst du Erlösung?«

«Ich habe die Hoffnung, daß mein Karma mich nach fünf weiteren Reinkarnationen ins Nirvana bringen wird. Das sagt mir mein Guru. Aber man kann keine Gewißheit haben, außer durch das Schreiben des Namen Rama. Ich habe Bücher mit seinem Namen gefüllt. Ob du sie wohl eines Tages für mich zählen könntest?«

»Natürlich, wie oft möchtest du den Namen schreiben?«

»Man sagt, daß jeder, der Rama 100 Millionen mal schreibt, ohne Zweifel das Nirwana erreichen wird.«

»Das ist eine Menge Schreiberei«, sagte Vankateswami gedankenvoll. »Viel leichter ist es, am Ufer des Ganges zu sterben, so daß die Leiche den heiligen Wassern übergeben werden kann.«

»Ich habe es an einem einzigen Tag 5000 mal geschrieben. Aber meine Finger werden steif vom Alter. Ich schätze nicht zu hoch, aber einige sagen, ich hätte es schon fünf Millionen mal geschrieben. Wenn du einer alten Frau einen Gefallen tun möchtest, dann sage mir die genaue Zahl.«

Da er immer schnell im Zählen war, hatte er in Gedanken schon kalkuliert. 5000 am Tag waren 1 800 000 im Jahr. Das hieß, sie brauchte noch fünfzig Jahre. Es wäre nicht freundlich gewesen, es einer alten Frau zu sagen. »Eines Tages zähle ich es für dich aus«, sagte er zerstreut, »eines Tages.«

»Jaigee, Jaigee, wo bist du?« Vankateswamis Mutter stürzte durch den Vorhang, der in der offenen Tür hing. Sie lief auf Jaigee zu und rang ihre Hände. »Dein jüngster Bruder . . . ich glaube nicht, daß er es überleben wird!« Sie brach in Tränen aus und war nicht mehr fähig, zu sprechen.

»Er ist erst fünfzig«, jammerte Jaigee. Sie hatte sich nun erhoben und sah verwirrt und erregt um sich. Vankateswamis Vater hatte

das Zimmer betreten. Er stand noch in der Tür, als er seiner Mutter winkte: »Ich habe den Ochsenwagen bestellt. Komm, ich gehe mit dir!«

Es war spät am Abend, als die beiden von Proddutar zurückkamen. Sie waren erschöpft und traurig und erzählten eine sonderbare Geschichte. Jaigees jüngster Bruder war berühmt gewesen durch seine Erfolge in Yoga und außerdem war er ein bekannter Ringkämpfer. In dieser Sportart war er außergewöhnlich gut. Die Muslime hatten schon zu lange darin dominiert. Vankateswami hatte diesen berühmten Mann selten gesehen. Er schien immer in seinem Zimmer eingeschlossen zu sein, um Yoga zu praktizieren. Oder aber er war draußen in der Sporthalle, wo sich die einheimischen Ringkämpfer trafen. Jedoch erinnerte sich Vankateswami sehr wohl daran, was Jaigee ihm oft erzählt hatte. »Er ist ein berühmter Yogin«, sagte sie oft mit kaum unterdrücktem Stolz. »Aus dem Lotossitz heraus kann er sich kraft seines Geistes fast bis zur Decke heben.«

»Hast du gesehen, daß er es getan hat?« fragte Vankateswami voller Ehrfurcht, als er als kleiner Junge das erste Mal davon gehört hatte.

Sie nickte ernst. »Ich und einige wenige andere. Es ist eine heilige Übung und nicht für die Augen der Welt bestimmt.«

Nun war er tot. Er hatte sich entschlossen gehabt, seine Kraft öffentlich vorzuführen. Während ihm eine Menschenmenge zuschaute, hatte er versucht, vorwärts vom Dachfirst einen Salto zu schlagen. Aber er war aufs Gesicht gefallen und hatte sein Bewußtsein nicht wieder erlangt. Einige glaubten, daß er im Nirvana sei. Andere sagten, dies sei ein vorzeitiger Tod, und deshalb mußte sein Geist nun umherirren und die Familie und Freunde heimsuchen. Niemand konnte etwas Bestimmtes sagen.

Unglücklicherweise fiel die Beerdigung in eine Zeit, in der die Geldverleiher sehr beschäftigt waren. Natürlich ging das Geschäft immer vor. Das wußte Jaigee genau. So ging sie mit den Entschuldigungen ihrer sechs Söhne nach Proddutar, um der Asche ihres Bruders die letzte Ehre zu erweisen. Vankateswami freute sich heimlich, daß er nicht mitgehen konnte. Er hatte eine

Abneigung gegen diese Beerdigungen mit ihren langen Prozessionen, dem Trommeln und Jammern der Trauernden, mit den Brahmanen-Priestern, die die Mantras leierten und die heilige Flamme trugen. Wenn er eine Leiche sah, war er tagelang mit seinen Nerven am Ende. Und das war bei einer Verbrennungsfeier unvermeidlich. Denn die Leiche lag auf dem sorgsam geschichteten Scheiterhaufen, der mit Petroleum durchtränkt und mit Kampfer besprengt war, um dann vom ältesten Sohn angezündet zu werden. Dabei stand die Witwe hinter ihm und schlug gegen ihre Brüste und klagte untröstlich. Immer wurde Vankateswami dann daran erinnert, daß auch sein Körper eines Tages leblos auf einem Haufen Holz liegen und von leckenden Flammen in einen Haufen Asche verwandelt würde.

»Du machst dich verrückt mit der Hölle«, sagte einer seiner Onkel. »Einen solchen Ort gibt es nicht. Mach dir keine Sorgen. Vedanta lehrt, daß dieses Leben nur ein Traum ist, aus dem wir aufwachen werden in Übereinstimmung mit dem Absoluten. Leben, Tod, Himmel, Hölle, Gut und Böse – nichts davon existiert in Wirklichkeit. Nimm also diesen Traum nicht zu ernst.«

»Warum strafst du mich denn fürs Stehlen?« »Man muß auch praktisch sein«, sagte er nervös und beendete die Unterhaltung.

Vankateswami hatte schon versucht, sich die Ansicht anzueignen, daß alles Maya war – aber er hatte keinen Erfolg dabei gehabt. Es nützte ihm nichts, daß er sich sagte, sein Stehlen sei nur Einbildung – die Qual der Schuld und die Angst vor der Hölle waren noch immer da. Seine pünktlichen Besuche im Tempel, das Wallfahrten um die Altäre in den Höfen, das Geldspenden für die Priester – Geld, das er von seinem Vater gestohlen hatte –, brachten Vankateswami keinen Frieden. Die Götter schienen ihm nicht helfen zu wollen oder nicht zu können. Wenn der Wind einen Sari erfaßte und ihn gegen den Körper eines Mädchens blies, so daß die Umriss der Hüften, der Schenkel oder Brüste deutlich wurden, dann stiegen Gedanken in ihm auf, derentwegen er sich haßte. Er streckte dann seine Hände aus nach der Wärme der heiligen Flamme, die die Priester ihm entgegenhielten, preßte seine Finger fest gegen die Stirn und rief inbrünstig die Götter an. Aber

all das gab ihm keine Kraft, das Böse, das in ihm raste, und die Angst vor der Hölle zu überwinden. Und an dem letzteren lag ihm am meisten.

Dann entschloß er sich eines Tages, Jaigees Guru um Rat zu bitten. Eines Tages erfuhr er, daß der Guru bei Jaigee weilte. Als er die bekannten Geräusche des Abschiednehmens hörte, betrat er das Zimmer, in dem die beiden sich unterhalten hatten. Er warf sich vor dem Meister, einem Mann von ungefähr sechzig Jahren, nieder. Das lange graue Haar des Guru war mit Dreck verklebt. Sein dichter weißer Bart umrahmte ein sympathisches, verrunzeltes Gesicht und bedeckte den größten Teil der schwarzen Perlen, die vorn über sein safrangelbes Gewand hinabhingen.

»Ich kenne deinen Wunsch«, sagte er, indem er ihm winkte, aufzustehen. »Deine Großmutter sagt, daß du Angst vor der Hölle hast und Errettung suchst!«

»Ja, Meister. Ich habe es mit den Taten versucht, aber meine bösen Taten sind häufiger als meine guten. Wahrlich, ich brauche deine Hilfe!«

»Du bist für solche schweren Probleme zu jung«, beruhigte ihn der Guru. »Liegt in der Jugend nicht so viel Glückseligkeit?«

»Ich möchte nicht jetzt glücklich sein, um dann in der Hölle zu landen!«

»In der Vedanta steht geschrieben: Für den, der das wahre Glück erkannt hat, sind Gut und Böse gleich. Wahrlich, beides befriedigt das Ich dessen, der solches weiß. Das ist die geheime Lehre!«

»Das verstehe ich nicht!«

»Du beschäftigst dich zuviel mit Gut und Böse und mit dem Karma. Du hast den Weg der Weisheit verlassen!«

»Ja«, rief Vankateswami eifrig, »das kommt daher, weil ich keinen Guru habe, der mich belehrt.«

Indem der Guru sich vor Jaigee verneigte, ging er auf die Tür zu. Vankateswami sprang ihm in den Weg. »Heiliger Meister! Ich will dein Nachfolger sein, dein Essen kochen, deine Wäsche waschen . . . nur führe mich auf den Pfad der göttlichen Erleuchtung!«

Der heilige Mann legte seine Handflächen zusammen und neigte sich lächelnd. »Wieviel kennst du von den Schriften?«

»Ich kenne viele Mantras und habe die Vedas gelesen, vielleicht nicht so eifrig, wie ich es hätte tun sollen . . .« Vankateswami ließ seinen Kopf hängen.

»Die Bhagavadgita ist das Buch aller Bücher. Lies es treu jeden Tag sechs Monate lang . . . und dann will ich dich prüfen. Wenn du würdig erfunden wirst, will ich dein Guru sein!«

Das Versprechen war wie ein Segen, und es gab Vankateswami neue Hoffnung. Die einzige Ausgabe der Bhagavadgita war in Sanskrit. Fest entschlossen, alles zu lernen, was ihm möglich war, las er jeden Morgen, wenn das Geschäft geöffnet wurde, laut daraus. Sein Vater und seine Onkel korrigierten die Betonung und erklärten ihm die tiefere Bedeutung. Sechs Monate sollte er das tun, und dann würde er ein Jünger dieses großen Gurus sein, und er würde Gewißheit seines großen Heils haben. Ein wenig wunderte er sich, daß Jaigee, die von diesem Guru viele Jahre lang unterrichtet worden war, so unsicher schien, was ihre eigene Errettung anging. Aber sein Fall lag anders: Er war jünger und hatte Möglichkeiten, die sie nicht hatte. Endlich hatte er Hoffnung – zum ersten Mal seit vielen Monaten.

Oberflächlich war er vertraut mit der Bhagavadgita. Aber das tägliche Lesen machte sie ihm wertvoller. Sie war wirklich das Buch der Bücher! Er verliebte sich in sie. Die Erzählform machte es soviel leichter, die Wahrheit zu begreifen. Krishna würde ein für allemal sein Lieblingsgott sein.

Dann geschah es eines Morgens, als ihm einige Kunden beim Lesen zuhörten, daß ein kurzer Vers im 4. Kapitel seiner geliebten Bhagavadgita den letzten Hoffnungsstrahl auslöschte, der noch geflackert hatte. Er blieb zurück in Finsternis und schrecklicher Einsamkeit: »Krishna kam, um den Gerechten zu retten und den Sünder zu verdammen.«

Vankateswami las die Worte noch einmal und bat dann jeden einzelnen seiner Zuhörer, die Sanskrit gut kannten, ihm die Bedeutung zu erklären. Als alle dem zugestimmt hatten, was er selbst verstanden hatte, schloß er verzweifelt das Buch. Sein

Schicksal war besiegelt. Krishna war der gütigste Gott, der, der den Menschen am nächsten stand, die Reinkarnation von Vishnu, dem Erhalter. Er war gekommen, um den Menschen den Heilsweg zu zeigen – aber er war gekommen, um nur die Gerechten zu retten und die Sünder zu verdammen. Keine Rettung für Sünder? Dann gab es kein Heil für ihn!

Langsam ging er ins Haus zurück und stellte die Bhagavadgita auf ihren Platz neben die Familiengötter. Dann ging er zurück zu den Geschäftsbüchern, aber die Zahlen auf den Seiten waren unklar und bedeutungslos. Irgend etwas in ihm war gestorben.

### 3. Kraft in dem Blut

Über eine Stunde lang waren die Trommeln geschlagen worden. Als Vankateswami von seinen Büchern aufsaß, hatte er einen erstklassigen Blick auf den Tempel der Göttin Mulamma, der seinem Haus gegenüber auf der anderen Seite des Dorfplatzes stand. Mit wachsendem Interesse hatte er die Bauern und ihre Familien beobachtet, spielende, lachende Kinder, verheiratete und unverheiratete Frauen in leuchtenden, bunten Saris – sie alle kamen in einem nicht enden wollenden Strom durch das Stadttor.

Sie versammelten sich vor dem Tempel, der viel zu klein war, um die große Volksmenge an diesem jährlich wiederkehrenden Festtag aufzunehmen. Als er noch jünger gewesen war, hatte er sich vor dem blitzenden Schwert und dem spritzenden Blut gefürchtet – aber nun war es Vankateswamis liebstes Fest geworden. Ohne Zweifel war es das aufregendste. Vielleicht waren es die Grausamkeit und Gewalt, die dieses Fest so besonders erscheinen ließ in einer Gesellschaft, in der die Frommen nicht einmal eine Ameise oder Fliege töten würden, und wo jeder der Gewaltlosigkeit huldigte. Die Menschen waren nicht nur von den alten Schriften inspiriert, sondern kürzlich auch durch das mutige Vorbild von Mahatma Gandhi, der Englands Gewalt über Indien langsam durch passiven Widerstand brach.

An diesem Ritual war nichts passiv. Das Opfer des Tages wurde von drei Männern durch die Menschenmenge gezogen und geschoben, bis sie vor dem Bild der Göttin angekommen waren. Dort hielten sie es fest – es war ein großer Büffel. Der graue Lehm wurde von seinem Buckel geschrubbt, bis dieser blank und sauber war.

Natürlich mußte das Gesetz Ahimsas allezeit und von allen Hindus befolgt werden, aber – wie Vankateswami schon gelernt hatte – gab es von jeder Regel Ausnahmen. Welcher fromme Hindu hatte keine Ehrfurcht vor Kali, der Genossin Shivas, in deren Tempel in Kalkutta Hunderte von Tieren geopfert wurden, ganz im Gegensatz zur Ahimsa? Lag nicht die Schönheit Kalis

gerade in ihrer Blutrünstigkeit? Oft wurde sie dargestellt mit abgeschlagenen menschlichen Köpfen und Händen, die als Girlanden um ihren Hals hingen, einen Pokal mit warmem menschlichem Blut in ihrer Hand – so lebte sie von ihren Söhnen und Töchtern unter den Menschen, die für sie geschlachtet wurden. Wer hätte je daran gezweifelt, daß sie Blutopfer forderte? Ramakrishna selbst war einer ihrer hingegenensten Nachfolger gewesen – und wo gab es einen größeren oder echteren als ihn?

Obleich sie nicht so berühmt war wie Kali, forderte Mulamma auch frisches Blut. Oft wurden Ziegen für sie geschlachtet, indem ihre Häse auf die spitzen Pfähle aufgespießt wurden, die aufrecht vor ihrem Tempel standen. Jedoch einmal im Jahr, wenn der junge Reis gepflanzt wurde, mußte ein Büffel geopfert werden. Die Vorschriften und Riten mußten genau eingehalten werden, damit man sich den Segen Mulammas, der Göttin der Fruchtbarkeit, für die neue Jahreszeit auf den umliegenden Feldern sicherte.

Vankateswami vergaß für einen Augenblick die Verzweiflung, die ihn erfaßt hatte, seit er in der Bhagavadgita gelesen hatte, daß es für Sünder keine Rettung gab. Er war so sehr gefangen gewesen von der Aufregung und dem verwickelten Ritual, das sich vor ihm entfaltete. Seine Füße schlugen den Takt zu den Hörnern und Trommeln, und die wirbelnden und rasenden Tänzer faszinierten ihn immer wieder, obgleich er alles seit seiner Kindheit Jahr für Jahr beobachtet hatte. Der Takt wurde schneller, und jedes Auge war auf den stämmigen jungen Bauern gerichtet, der das Schwert schwang. Der hatte sich zu den Priestern vor die Göttin und das Opfer gesellt. Der Scharfrichter war wie immer wegen seiner außergewöhnlichen Kraft ausgewählt worden, denn der dicke Nacken des stampfenden Büffels mußte mit einem Schlag durchtrennt werden. Das blankgeputzte, glänzende Schwert, das wie Diamant in der Sonne glitzerte, leuchtete plötzlich auf. Ein schweres Schütteln ging durch den Körper des Büffels, dann sackte er lautlos in die Knie, und die getroffene Kreatur rollte bebend auf die Erde. Der abgeschlagene Kopf kam einige Meter weiter zur Ruhe. Geschwind wurden die heiligen Gefäße bereit gestellt, um das kostbare Blut, das aus dem Hals strömte, aufzufangen. Die

rezitierten Mantras und Segenssprüche der Priester, begleitet von den gemurmelt Antworten der Gläubigen, wurden untermalt von den jetzt langsamen und sanften Schlägen der Trommeln, als der ungekochte Reis mit dem warmen Blut vermischt wurde. Bauern drängten sich eifrig herbei, um ihren Anteil zu nehmen. Dann ging einer nach dem anderen weg, um dieses blutige Opfer auf die Felder zu streuen. In dem Blut war Kraft – Kraft, gesunde Pflanzen aus der Erde hervorzubringen und eine gute Ernte zu sichern – vorausgesetzt, der Monsun-Gott oder der Gott der Trockenheit oder der Gott des Meltaus mischten sich nicht mit einer größeren Kraft ein.

Einige Tage später kam ein Weißer, den Vankateswami noch nie gesehen hatte, mit einigen Unberührbaren in die Vaishya-Gegend. Die kleine Gruppe stand auf dem Dorfplatz, Vankateswamis Haus zugewandt, mit den Rücken zu Mulammas Tempel, der jetzt ganz verlassen war.

Ein Inder spielte Harmonium, und andere schlugen den Takt auf einer kleinen Trommel. Die Gruppe sang dazu laut einige unbegreifliche Lieder über einen fremden Gott, der »Jesus« genannt wurde. Ihre armselige Vorführung war jämmerlich im Gegensatz zu den aufregenden und farbenfrohen Riten, die kürzlich auf dem Platz stattgefunden hatten. Offenbar war der große Weiße ein Missionar. Vankateswami hatte von solchen Leuten gehört, aber er war noch nie mit ihnen in Kontakt gekommen.

Vankateswami wußte nichts von Christus, außer daß es fast bei jedem Dorf außerhalb der Tore eine Gruppe von Nachfolgern dieses eigenartigen Gottes gab. Sogar sein eigenes Dorf hatte eine kleine Gruppe Christen. Sie lebten etwa eine halbe Meile von der Hauptsiedlung, denn sie gehörten zu den Unberührbaren. Nach dem Gesetz Manus mußten solche Leute isoliert leben, denn sie waren von den Göttern verachtet, weil sie nur zu den Unberührbaren gehörten. Das allein war Grund genug für jeden Hindu, gleich welcher Kaste, Christus abzulehnen. Aber was schlimmer war, die Christen nannten die Hindu-Götter »Mythen«, und sie aßen das Fleisch der Kuh, der heiligen Mutter von uns allen.

Vankateswami war darin vertieft gewesen, in den Büchern

seinen letzten Diebstahl zu vertuschen. Das laute Singen lenkte seine Gedanken ab und machte es schwierig, die Zahlen zu addieren. Er ließ den Federhalter fallen, streckte sich murrend und rieb seinen müden Rücken. Die Worte, die über den Platz schallten, waren anstößig für jeden, der zur Ahimsa hielt, wie es für jeden Hindu Pflicht war:

»Möchtest du frei sein vom Banne der Sünd'  
s'ist Kraft in dem Blut . . .  
in dem kostbaren Blute des Lammes.«

Das Lied war nicht nur anstößig, es war auch kein Sinn darin. Ein Lamm war viel kleiner als ein Büffel. Die Weißen wußten offensichtlich nichts von der Göttin Mulamma. Als er wieder versuchte, sich auf seine Arbeit zu konzentrieren, lenkte ihn ein anderes Lied ab:

»O, das Blut Jesu, das kostbare Blut Jesu!  
O, das Blut Jesu, das von allen Sünden reinigt!«

Blut, das von allen Sünden rein macht? Er verstand die Logik, daß blutgetränkter Reis Fruchtbarkeit brachte für die Erde, auf die er gestreut wurde, denn Reis selbst stammte von der Erde. Aber wie konnte das Blut eines Lammes von Sünden reinigen? Und der Jesus . . . war er etwa ein Lamm und kein Gott? Es hatte nichts zu sagen – der Gott der Unberührbaren kam für ihn nicht in Frage. Und sollte sich ein Hindu noch einen weiteren Gott neben den vielen anderen wünschen?

Das Singen hörte auf. Vankateswami nahm seinen Federhalter wieder auf und versuchte, sich auf seine Arbeit zu konzentrieren. Die laute, schallende Stimme des Missionars machte das aber unmöglich. Er schwenkte ein schwarzes Buch in seiner Hand und rief der ganzen Welt zu, daß dies die Offenbarung des wahren und einzigen Gottes sei und den Weg des Heils verkündige. Er öffnete es und begann zu lesen: »Das ist gewißlich wahr und ein teueres Wort, daß Christus Jesus gekommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen« 1. Timotheus 1,15.

Sünder selig zu machen! Vankateswami hing an jedem Wort,

seine Arbeit war vergessen. Gab es wirklich Heil für Sünder? Für ihn? Eine kleine Menschenansammlung hatte sich gebildet, vielleicht dreißig bis vierzig Vaishyas. Sogar ein Brahmane lungerte am Rande des Dorfplatzes und versuchte so zu tun, als hörte er nicht. Der Fremde mit der blassen Haut erklärte jetzt, daß dieser Jesus genau der Gott war, der das ganze All erschaffen hatte; und doch war er als Mensch auf diese Erde gekommen, um Sünder zu erretten. Da war es wieder – Sünder zu erretten. Er hätte ein sündloses Leben gelebt, die Kranken geheilt, Tote auferweckt, die Hungernden gespeist, die Menschen gelehrt, ihre Feinde zu lieben – aber er sei gehaßt worden. Die Menschen hätten seine Hände und Füße an ein Kreuz genagelt, einen Speer in seine Seite geworfen, und so sei er als ein Opfer für unsere Sünden willig gestorben, denn er liebte uns. Am dritten Tag sei er auferweckt worden – nicht umgewandelt – und zurück in den Himmel gegangen. Aber er würde auf diese Erde wiederkommen, um sein Königreich aufzurichten.

»Im Blut Jesu ist Kraft, von der Strafe der Sünde zu befreien«, so erklärte der Missionar. »Sünde ist Auflehnung gegen unseren Schöpfer, indem wir unseren eigenen Weg gehen, statt so zu leben, wie es sein Wille für uns ist. Gott sagt: ›Der Lohn der Sünde ist der Tod . . .‹ (Römer 6,23). Wir rebellieren und versuchen, dieser gerechten Strafe zu entgehen, wir klammern uns verzweifelt an das Leben und fürchten uns vor dem Tod. Aber Jesus willigte ein, für uns alle zu sterben. Er sagte: ›Folge mir bis zu meinem Kreuz, nimm meinen Tod als deinen eigenen an, stirb mit mir, und du wirst Anteil haben an meiner Auferstehung, denn ich werde in dir leben!‹ (Lies Matthäus 16,24 und 25). Du brauchst dich vor der Hölle nicht zu fürchten. Die Strafe ist schon bezahlt. Glaube dieser guten Botschaft, und du wirst den Frieden derer haben, denen vergeben worden ist.«

Stunden nachdem der Fremde gegangen war, klangen seine Worte noch in Vankateswamis Ohren. Es war zu gut, zu einfach, um wahr zu sein. Nach der Bhagavadgita war die Erlösung viel komplizierter als das. Krishna erlöste keine Sünder, aber sie konnten sich selbst erlösen, denn er hatte zu Arjuna gesagt: »Auch

wenn du der sündigste Sünder bist, wirst du alle Übertretungen überqueren mit dem Floß des göttlichen Wissens.« Es gab jedoch keine nähere Erklärung darüber, wie man dieses Wissen erlangen konnte, und die Gurus gaben unterschiedliche Auslegungen. Man nahm an, daß es durch Yoga käme, denn Krishna hatte auch gesagt: »Es gibt keine Reinigung auf Erden, die dem göttlichen Wissen gleich ist. Ein Mensch, der in Yoga perfekt ist, wird es in sich selbst im Laufe der Zeit finden.« Aber Yogins, die ihr ganzes Leben lang geübt hatten, suchten noch immer die Einheit mit Brahman. Wenn das Angebot Christi zu einfach erschien, dann war Yoga zweifellos zu schwierig. Selbsterfüllung wurde von vielen angestrebt, aber wer hatte sie je wirklich gefunden? Gewiß niemand aus diesem Dorf, noch irgend jemand, den er kannte, nicht einmal die Priester und auch Jaigees jüngerer Bruder nicht. Würde ihm der einfache Glauben daran, daß Christus für seine Sünden gestorben war, den inneren Frieden geben, den er so lange vergeblich gesucht hatte? Das klang lächerlich. Und doch, wenn Gott vergeben würde . . . Wenn es wirklich Vergebung gab, dann war Karma überflüssig und die ganze Idee der Reinkarnation ohne Bedeutung. Der Kreislauf des Neugeborenen-Werdens in ein zukünftiges Leben war nur ein Mittel, mit dem Karma sein Recht erpressen konnte. Aber wenn Gott Sündern vergeben konnte, weil Christus für sie gestorben war, dann hatte Karma keinerlei Recht mehr. Sein Kopf schwirrte.

Vankateswami schlug das Buch zu und ging hinaus. Er ließ seinen Vater und die Onkel zurück in einer Unterhaltung mit Kunden. Jasminduft lag schwer in der Luft. Er atmete tief und beobachtete, wie zwei Amseln einen krächzenden Raben verfolgten, bis er nicht mehr zu sehen war. Nun gab es nur noch eins zu tun. Er mußte dieses Buch selbst lesen. Er klatschte in seine Hände und rief so einen Diener herbei. Den sandte er in das Dorf der Unberührbaren, um dort ein Neues Testament auszuleihen.

Zuerst las er es heimlich. Er verstand fast nichts, aber es brauchte nicht viel, um zu erkennen, daß die wichtigste Botschaft des Neuen Testaments das Heil für Sünder war durch den Tod und die Auferstehung Christi. Je mehr er las, umso lauter schien sein

Gewissen zu sagen: »Dies ist das Heil, das du gesucht hast. Warum nimmst du es nicht an? Krishna kam, um die Gerechten zu retten. Aber welche Rettung brauchten sie? Wer wird Sünder – wie dich – erretten, wenn nicht dieser Jesus?« Er schlug sich wochenlang mit der Frage herum. Endlich begann er, jeden Morgen laut im Neuen Testament zu lesen, wenn er das Geschäft öffnete. Er machte es genau so, wie er vorher die Bhagavadgita gelesen hatte. Sein Vater und die Onkel kümmerten sich wenig darum und beklagten sich auch nicht. Die Kunden zögerten und hörten zu, solange er las. Dorfbewohner und sogar Fremde, die den Platz überquerten und seine laute Stimme hörten, kamen und blieben vor dem Haus stehen, offensichtlich interessiert durch die Geschichte von Jesus. Im Gegensatz zur Bhagavadgita, die oft so geheimnisvoll und unverständlich war und sich oft widersprach, redete dieser Jesus so einfach und direkt – und nicht über Religion oder Philosophie, sondern über sich selbst: »Ich bin gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist . . . Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben, niemand kommt zum Vater denn durch mich . . . Ich und der Vater sind eins . . . Ehe Abraham war, war ich . . . Sucht in der Schrift, denn sie ist's, die von mir zeugt . . . Kommt her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken . . . Wen da dürstet, der komme zu mir und trinke . . . Ich bin der gute Hirt, der sein Leben für die Schafe gibt . . . Ich bin die Auferstehung und das Leben . . . Die Stunde kommt, wenn alle, die in den Gräbern sind, meine Stimme hören und hervorkommen werden . . . Dann werden viele zu mir sagen: ›Herr, Herr! Haben wir nicht in deinem Namen Wunder getan?‹ Und ich werde ihnen sagen: ›Geht von mir hinaus, ich habe euch nie gekannt . . .‹ Denn nicht jeder, der mich nur Herr nennt, wird in mein Reich eingehen, sondern die, die meines Vaters Willen tun . . . und dies ist sein Wille, daß ihr an mich glaubt.«

Jesus predigte nicht, daß man alles wissen müsse, noch daß man durch schwierige Werke erlöst wurde, noch die Selbsterfüllung durch Yoga und endlose Wiederholung der Silbe Om. Soviel war klar. Seine Aussagen waren verblüffend in ihrer Einfachheit und

erschreckend in ihrer erschlagenden Direktheit: »Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet . . . Wer meine Worte hört und ihnen nicht folgt, ist wie ein Tor, der ein Haus ohne Fundament auf Sand baut . . . Die Worte, die ich gesprochen habe, werden euch an jenem Tag richten . . . Ich bin das Licht der Welt.« Alle Menschen waren verdammt in seiner Gegenwart, und doch vergab er denen, die Buße taten und an ihn glaubten.

Alles, was Jesus sagte, widersprach der Religion, die Vankateswami gelehrt worden war, und das beunruhigte ihn. Die Wahrheit aller Wahrheiten war für jeden Hindu, daß er Gott war. Aber Jesus lehrte, daß er allein unter allen Menschen Gott war und daß jeder andere Mensch von Gott getrennt war durch die Sünde. Das große Thema des Hinduismus war das Gottes-Bewußtsein. Jesus drängte die Menschen, die Gabe der Liebe Gottes anzunehmen durch den Glauben an ihn. Yoga war ein System von Methoden, die einen lehrten, in sich hineinzuschauen, um Gott zu finden. Jesus lehrte, daß die Menschen von sich weg auf ihn sehen müssen. Hinduismus war ein System selbstgestalteter Errettung durch Gebet, Riten, Pilgerfahrten. Jesus sagte, daß der Mensch erkennen muß, daß es unmöglich ist, sich selbst zu retten und daß er sein Opfer für seine Sünden annehmen muß. Krishna hatte Arjuna gelehrt, daß alles außer Brahman Einbildung sei, und er versicherte ihm, daß töten nicht falsch sei, denn man tötete ja nur den unrealen Körper und nicht das Selbst, welches nicht getötet werden kann. Aber Jesus lehrte die Menschen, sogar ihre Feinde zu lieben und ihr eigenes Leben hinzugeben, nicht das Leben anderer zu nehmen.

Wochen wurden zu Monaten, und immer noch las er jeden Tag laut im Neuen Testament. Nun war er restlos davon überzeugt, daß Christus und Krishna nicht nur verschiedene Offenbarungen des gleichen Gottes seien. Hunderte von Gurus in Indien behaupteten, die neueste Reinkarnation des »Christ-Geistes« zu sein. Sie konnten nicht alle recht haben. Hatten etwa einige von ihnen recht? Nicht nach diesem Buch, das sagte, daß Jesus von einer Jungfrau in Bethlehem geboren wurde und er so zum erstenmal auf diese Erde kam, und das als Gott, der nur einmal auf

diese Erde kam, um für unsere Sünden zu sterben, indem er das Werk der Erlösung ein für allemal vollendete.

Jesus beanspruchte, der einzige Weg zu sein, und wenn das stimmte, dann war Krishna im Unrecht. Sie konnten nicht beide recht haben. Vankateswami grübelte wochenlang hierüber und versuchte verzweifelt, der Logik dieser Gedanken zu entkommen. Gandhi hatte Jesus bewundert und war doch Hindu geblieben. Bei tieferem Nachdenken darüber kam Vankateswami zu dem Schluß, daß das Unsinn war, so sehr er auch Gandhi respektierte. Wenn Jesus nichts weiter war als ein anderer Gott, warum sollte man sich dann überhaupt um ihn kümmern. Der Hinduismus hatte schon mehr als genug Götter. Was Jesus wünschenswert machte, war seine Einzigartigkeit. Nur er allein war für unsere Sünden gestorben, war auferstanden und versprach Vergebung und ewiges Leben allen, die an ihn glauben würden. Kein Gott war wie er! Wenn Jesus derjenige war, der er behauptete zu sein, dann waren alle anderen Betrüger.

Hier lag die Schwierigkeit. Es war schlimm genug, sich dem Gott der Unberührbaren anzuvertrauen. Aber wenn es der einzige Weg war, Jesu Tod für unsere Sünden anzunehmen, dann konnte das fehlerlose Ausüben von Yoga, die heiligen Bäder im Ganges, die Opfer für die Götzen, das Streben nach dem Gottes-Bewußtsein durch Meditation nur genau das sein, was Jesus nannte: »Das anderswo Hineinsteigen als Dieb und Räuber« (lies Johannes 10, 1). Es bedeutete Tod, diesen Jesus anzunehmen, Tod des Lebens, das man sonst leben würde. Kein Wunder, daß Jesus gesagt hatte, um sein Jünger zu sein, müsse man sich selbst verleugnen, sein Kreuz auf sich nehmen und ihm folgen. Vankateswami fürchtete sich. Es würde ihn alles kosten, wenn er diesen Jesus annähme.

Große Krisen werden oft auf unerwartete und einfache Weise gelöst. Er las wie gewöhnlich im Neuen Testament, mit einigen Kunden als Zuhörer, und war gerade am 8. Kapitel des Hebräer-Briefes angekommen. Der 12. Vers war, wie eine Reihe anderer in diesem Buch, von dem Eigentümer mit roter Tinte unterstrichen. Vankateswami las ihn zweimal, denn er erschien ihm wichtig: »Denn ich will gnädig sein ihrer Ungerechtigkeit und ihrer Sünden

will ich nicht mehr gedenken.« Seine Augen flogen wieder über diese Worte und etwas in ihm sagte: »Ja, ich will das glauben. Gott kann mir vergeben, denn Jesus starb für meine Sünden.«

»Ich will gnädig sein ihrer Ungerechtigkeit . . .« Er hatte so lange und so bitter gekämpft, um gerecht zu werden, ohne Erfolg. Wie sehr brauchte er Gottes Gnade und Vergebung! Er brauchte eine Errettung, die sich nicht auf seine eigenen Verdienste gründete, sondern auf das Opfer eines anderen, der an seiner Stelle sterben konnte. » . . . ihrer Sünden und Übertretungen will ich nicht mehr gedenken.« Diese Verheißung nahm seine Angst weg. Es war ein für allemal geklärt.

»Danke, Herr«, sagte er leise. »Danke!« Die Krise war vorüber, fast ohne daß es ihm aufgefallen war.

Nun war kein Sinn mehr darin, um einen Götzenaltar zu marschieren, noch darin, Kokosnüsse Göttern zu opfern, die sie nicht essen konnten, oder etwa Stirn und Nacken mit Asche zu bestreichen und sich dann vor Bildern aus Holz und Stein niederzuwerfen. Er betete nicht mehr zu den Familiengöttern, die in einem Altar in der Ecke des Eßzimmers aufgebaut waren. Er versuchte auch, dem Familien-Puja aus dem Weg zu gehen. Und wenn der Hindupriester jede Woche kam, um das Geschäft mit besonderen Sprüchen – gegen gute Bezahlung – zu segnen, dann ging Vankateswami hinaus und sprach mit seinem Vater im Himmel. Die Angst vor der Hölle war verschwunden wie der Morgennebel vor der brennenden Sonne.

Das Neue Testament wurde wie Nahrung für seine Seele, doch gab es vieles, das er beim Lesen nicht verstand. Zum Beispiel der Vers, den er in Markus 16 eines Tages bemerkte: »Wer da glaubt und getauft ist, soll errettet werden, wer aber nicht glaubt, der wird verdammt werden.« Das Wort »getauft« war nicht übersetzt worden, denn es gab kein entsprechendes in der Telugu-Sprache. Wie konnte er herausfinden, was es bedeutete? Ganz gleich, was es war, er mußte es tun.

Unbeschreibliche Empfindungen durchfluteten ihn und wühlten ihn auf, als er eines Nachmittags entschlossen durch das Dorf der Unberührbaren zur Kapelle ging. Viele erstaunte Blicke

folgten ihm auf dem Weg. Er öffnete das Tor und trat zögernd in den engen Hof ein. Dort blieb er abwartend stehen und betrachtete das Gebäude aus schwarzen Steinen mit seinem hohen, spitzen Dach. Zwei junge Burschen liefen hintereinander her an der Kirche entlang. Vankateswami rief sie herbei und fragte sie, wo er einen Priester finden könnte. Er war sich nicht sicher, ob das der richtige Ausdruck war, den er anwenden mußte, aber mehr wußte er nicht. Scheinbar verstanden sie ihn und verschwanden augenblicklich hinter dem Gebäude. Einige Minuten später kamen sie mit einem kleinen, stämmigen Mann von etwa fünfzig Jahren zurück. Vankateswami erkannte ihn als den Direktor der kleinen Schule neben der Kirche. Er hatte manchmal bei seinem Onkel Terukalaya eingekauft.

»Nun?« brachte er heraus. Offensichtlich war er verwirrt durch den Besuch eines Hindus aus einer hohen Kaste und noch dazu des Sohnes eines reichen Geldverleihers.

»Ich möchte Christ werden«, sagte Vankateswami, weil ihm daran lag, sofort zum Thema zu kommen. »Ich glaube an Jesus – aber dies hier habe ich noch nicht getan.« Er holte sein Neues Testament hervor, das er bei Markus 16, 16 aufgeschlagen hatte und zeigte auf das Wort, das er nicht verstand.

Der ratlose Gesichtsausdruck des Schulleiters hatte sich in Erstaunen verwandelt und war gemischt mit Unglauben. »Du willst getauft werden?«

»Ja, was bedeutet das?«

»Der Priester muß deine Stirn mit Wasser besprengen – und du wirst Mitglied der Kirche. Willst du das wirklich?« Sein ungläubiger Gesichtsausdruck hatte sich in offenes Staunen verwandelt.

Vankateswami nickte. »Ganz gleich, was das Wort bedeutet, genau das will ich tun.«

»Ich bin nur ein Katechet«, entschuldigte sich der Schulleiter langsam. Vorsichtig breitete sich ein Lächeln über sein Gesicht – es drückte Freude aus, doch auch immer noch Erstaunen. »Ich kann niemanden taufen. Das macht nur der Priester.«

»Ja, der Priester. Nach dem habe ich auch die Jungen gefragt . . .«

»Er ist nicht hier. Er kommt nur einmal im Monat.«

»Oh«, stöhnte Vankateswami ein wenig, »ich wollte es heute tun. Jetzt auf der Stelle.«

»Das tut mir leid. Soll ich dich rufen, wenn er das nächste Mal kommt?«

»Ja, bitte!«

Kaum war er eine Stunde zu Hause, da kam die Nachricht, daß der Priester unerwarteter Weise gekommen war und auf ihn wartete. Vankateswami rannte von zu Hause los und kam in Rekordzeit atemlos und aufgereggt bei der Kapelle an. Ein großer, dünner Mann in einem langen, weißen Gewand, das in der Taille zusammengebunden war, stand in der Tür der kleinen Kirche und sprach mit dem Lehrer. Als er aufsah und Vankateswami durch das quietschende Tor kommen sah, lächelte er ihm herzlich zu. Durch seinen Vollbart sah er aus wie ein Guru.

»Aha, du bist es«, sagte er mit einer freundlichen Stimme, »du möchtest getauft werden, stimmt das?«

»Ja, ich glaube an Jesus, nur ich habe das hier noch nicht getan, und im Buch steht, daß ich es tun muß.«

»Das stimmt . . . aber wir können dich noch nicht taufen. Zuerst mußt du das Glaubensbekenntnis lernen und die zehn Gebote und den Katechismus. Ungefähr in sechs Monaten . . .«

»Das will ich alles lernen«, versprach Vankateswami ernsthaft und hielt den Priester am Ärmel fest. »Aber wenn ich vor sechs Monaten sterben sollte – wer ist dann verantwortlich für meinen Ungehorsam? Nein! Ich muß *jetzt* getauft werden!«

Der Priester sah aus wie ein Mann, der mit dem Rücken an der Wand stand. »Das wäre wirklich außerordentlich. Sechs Monate sind doch nicht so lang.«

»Ich muß dem folgen, was in dem Buch steht!« Darauf bestand Vankateswami. »Bitte, laß mich nicht ungehorsam werden!«

Der Priester sah ratlos hinüber zu seinem Katecheten, der mit offenem Mund neben ihm stand. Dann sah er wieder Vankateswamis entschlossenen Gesichtsausdruck. Endlich seufzte er auf. Er hatte aufgegeben und sagte mit leiser Stimme: »Nun gut, ich habe so etwas zwar noch nie getan, aber . . .« Er wandte sich an den

Katecheten: »Läute die Glocke, um die Gemeinde zu rufen. Wir werden eine Taufe haben!«

Und so wurden die Richtlinien, die von der Hierarchie der Kirche in England festgelegt worden waren, beiseite geschoben, damit ein zielstrebig junger Mann einer höheren Gewalt gehorchen konnte. Es war wirklich eine außergewöhnliche Art, in die englische Kirche einzutreten – aber Vankateswami wußte nicht, daß er irgendwo Mitglied wurde. Nachdem er sich von den falschen Göttern, denen er lange genug mit wenig Erfolg gedient hatte, abwandte, wußte er nichts anderes, als daß er jetzt diesem Jesus gehorchen wollte, der nun sein Herr und Erlöser war.

Es war Sitte, ehemaligen Hindus einen Christennamen zu geben, wenn sie getauft waren. Pastor Josef gab diesem jungen Mann wegen seines außergewöhnlichen Eifers den Namen »Paul« nach dem berühmten Apostel. Der Name bedeutete Vankateswami nichts. Er wußte nur, daß er dem Buch und seinem Herrn gehorcht hatte, und er war unbeschreiblich glücklich, als er heimging.

## 4. Hinduismus nimmt alle Religionen an

Es war nicht einfach für Vankateswami, zurück zu der Kirche zu gehen, die mit Unberührbaren gefüllt war. Doch er begann, es jeden Sonntag regelmäßig zu tun. Soviel er wußte, war er der einzige Hindu einer hohen Kaste in der ganzen Welt, der seine Götter verlassen hatte, um Jesus nachzufolgen. Er saß ganz allein in einer Ecke der kleinen Kirche, entfernt von den anderen, während er mit ihnen betete und sang. Ob seine Familie wußte, wohin er ging, oder ob sie nicht darauf achtete, darüber war er sich nicht klar. Jedenfalls fragte ihn niemand.

Einige Monate nach seiner Taufe fiel Vankateswami ein anderer rot unterstrichener Vers auf, während er wieder laut aus seinem geliehenen Neuen Testament den Kunden und Dorfleuten vorlas. Er wunderte sich, daß er ihm nicht vorher aufgefallen war. »Darum, ist jemand in Christus, so ist er eine neue Kreatur, das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden« (2. Korinther 5, 17).

Später, als er an den Geschäftsberichten arbeitete, dachte er über diesen Vers nach und fragte sich, ob das auch auf ihn zuträfe. Er glaubte an Jesus – aber war er ein neuer Mensch? Rückschauend stellte er fest, daß alles sich geändert hatte. Seit Jesus sein Herr geworden war, hatte er nicht eine Rupie gestohlen, und er hatte keine Angst mehr vor der Hölle. Ein Friede, der seinen Verstand überstieg, schien ihn Tag und Nacht zu schützen. »Ich bin scheinbar wirklich ein Christ!« dachte er. »Mein altes Leben ist vorbei. Genau wie es im Buch steht: Ich bin ein neuer Mensch!«

Das war wahrlich zu gut, um es für sich selbst zu behalten. Er mußte es anderen sagen, wie sie auch ewiges Leben bekommen konnten.

»Ich habe die Rettung gefunden, nach der ich gesucht hatte!« So erzählte er Jaigee eifrig am nächsten Morgen, als er sie im Hof fand, wo sie die Sonne anbetete. Sie wandte sich um und starrte ihn kalt an. Seit kurzem schienen ihre Augen von einem trüben Film bedeckt zu sein. Aber manchmal konnte man noch den alten

Scharfsinn auf ihrem Grund erkennen. Sie sprach streng: »Wenn ein Affe verdorben ist, wird er auch alle anderen verderben!« Sie spie auf die Erde und wandte sich wieder der Sonnenanbetung zu. Vankateswami wartete geduldig, während sie immer und immer wieder sagte: »Om Shiva, Om Shiva, Om Rama . . . Rama, Rama, Rama.« Er dachte an die Worte Jesu an seine Jünger: »Wenn ihr betet, so sollt ihr nicht viel plappern wie die Heiden, denn sie meinen, sie werden erhört, wenn sie viele Worte machen« (siehe Matthäus 6, 7). Es schmerzte ihn, sie bei dem Eifer dieses hoffnungslosen Rituals zu beobachten. Weil ihre Finger in letzter Zeit zu verkrüppelt waren, um Ramas Namen zu schreiben, flüsterte sie ihn und die Namen anderer Götter sowie die Silbe Om die meiste Zeit des Tages.

Sie hörte auf zu sprechen und blinzelte ihn an, offensichtlich überrascht, daß er noch neben ihr stand. »Wieso ist dieser Affe verdorben?« fragte er.

Sie sagte nichts, starrte ihn nur voller Verachtung an, darum gab er nicht nach. »Als ich in meinem Studium versagte, schlechte Gesellschaft hielt, trank, stahl und log, um alles zu verdecken . . . war es nicht damals, als der Affe verdorben war? Freust du dich nicht, daß ich mich geändert habe?«

Sie wandte sich ab. »Du hast dich dieser Niedrig-Kaste-Religion angeschlossen!« sagte sie über die Schulter in verächtlichem Ton. »Hast du gedacht, wir wüßten nicht, wohin du gehst? Es ist eine Schande für unsere Familie!«

»Ich komme mit den Unberühbaren nicht in Kontakt, so bleibe ich in den Gesetzen Manus. Ich sitze ganz allein in einer Ecke – weit von den anderen entfernt.«

»Du hast aber ihre Religion berührt – und das ist das Schlimme. Verunreinigung des Leibes kann durch eine Reinkarnation gereinigt werden, aber die Krankheiten der Seele brauchen viele Leben, um zu heilen.«

»Ich habe den wahren Gott gefunden!« sagte er ernsthaft. »Ich habe Frieden. Ich kenne keine Angst mehr vor der Hölle, und du weißt, wie sie mich gequält hat!« Sanft berührte er ihren Arm. »Jaigee, es gibt Heil, ohne den Namen Ramas 100 Millionen mal

zu schreiben! Der wahre Gott, Jesus, starb für unsere Sünden. Glaube an ihn! Es gibt Vergebung!« Sein plötzlicher Freimut erschreckte ihn. Es war undenkbar, daß er so zu ihr sprechen konnte, aber eine Welle von Mitleid hatte ihn überflutet. Woche für Woche wurde sie schwächer, und es mußte ihr klar geworden sein, daß sie niemals den Namen Ramas oft genug schreiben konnte. Er wünschte für sie die gleiche Errettung, die er auch gefunden hatte.

Wieder begann sie zu beten: »Hare Krishna, hare Rama . . .« Sie betete jetzt lauter, mit dem Gesicht zur Sonne gewandt, und er wußte, daß jede weitere Unterhaltung sinnlos war. Warum war sie so böse geworden? Sie hatte ihm selbst oft erzählt, wie der Hinduismus allen anderen Religionen großzügig gegenüberstand.

Jaigee hatte nicht hören wollen. Aber gab es nicht viele andere im Dorf, die die Errettung ihrer Seelen suchten? Er kannte niemand, der wirklich den Frieden, den er suchte, durch die Tempelriten gefunden hatte. Er mußte versuchen, ihnen die frohe Botschaft zu sagen, die sein Leben verändert hatte. »Es ist ein teueres Wort, daß Christus Jesus in diese Welt gekommen ist, um Sünder selig zu machen!«

Weil er zum ersten Mal über das Heil für Sünder von jemandem gehört hatte, der auf der Straße predigte, nahm er an, daß dies der richtige Weg sei, es anderen weiterzusagen. Einen Tag, nachdem Jaigee ihn zurückgestoßen hatte, nahm er sein Neues Testament mit hinaus und stellte sich so vors Haus, daß der offene Platz vor ihm lag. Er begann laut die Lieder zu singen, die er in der kleinen Kirche gelernt hatte. Augenblicklich sammelte sich eine Schar neugieriger Dorfbewohner. Er öffnete das Buch, las die ersten vierzehn Verse des Johannesevangeliums und begann, sie zu erklären.

Der unbewegliche Gesichtsausdruck seiner Zuhörer zeigte wenig Reaktion auf das, was er sagte, weder dafür noch dagegen. Vankateswami fühlte sich nicht in der Lage, die Bibel zu erklären, wie der Missionar es getan hatte; so erzählte er, was er selbst erlebt hatte: wie er im Hinduismus alles versucht hatte, ohne Frieden zu finden, und wie Jesus ihn errettet hatte. Plötzlich trat ein

stämmiger Bauer aus der Menschenmenge hervor und ergriff ihn grob am Arm.

»Wir wollen den Gott der Unberührbaren nicht!« schrie er und schlug Vankateswami ins Gesicht. Niemand rührte sich, um einzugreifen, und Vankateswami wehrte sich nicht. War dies nicht genau das, was Jesus angekündigt hatte? »Geh zu den Unberührbaren, wohin du auch gehörst!« schrie der Bauer und ließ die Schläge auf ihn herniederprasseln, so daß er zu Boden fiel.

»Halt!« Halb bewußtlos hörte er das laute Rufen seines Vaters. »Laßt ihn los!«

Schmerzgeplagt wandte sich Vankateswami dem Haus zu. Er sah, wie sein Vater, gefolgt von seinen Onkeln, sich einen Weg durch die Menge bahnte, und es wurde ihm bewußt, daß seine Angreifer wegliefen.

»Kein Wort mehr von diesem Jesus! Hörst du?« Während Vankateswamis Vater ärgerlich hin und her schritt und ernsthaft zu ihm sprach, wischte seine Mutter seine blutende Nase mit einem feuchten Tuch ab. »Du hast Schande über den Gupta-Namen gebracht. Falls du in diesem Hause bleiben möchtest, darfst du niemals wieder tun, was du heute getan hast. Verstehst du das?«

Vankateswami nickte. »Ich verstehe, Vater.«

Einige Tage lang tobte ein Kampf in Vankateswamis Innerem. Er sollte seinem Vater gehorchen. Aber er mußte auch allen Menschen von Jesus erzählen, damit ihnen ihre Sünden vergeben werden konnten. Unerwartet wurde ihm die Entscheidung einige Tage später aus der Hand genommen.

Er war frühmorgens gegangen, um Milch zu holen. Die Frau des Milchmanns war von hohem Fieber so geschwächt, daß sie kaum aus dem Bett aufstehen konnte, um ihm die Milch zu bringen. »Sind Sie krank?« fragte er besorgt, als sie mit dem vollen Eimer kam. »Ich sehe das Fieber auf Ihren Wangen brennen.«

»Ja, es überfiel mich gestern abend, und heute hat es sich verschlimmert.«

»Ich kenne jemanden, der Kranke heilt!« sagte er eifrig, ohne zu überlegen. Erst am Tage zuvor hatte er laut aus dem Neuen

Testament gelesen, wie die Schwiegermutter des Petrus an einem hohen Fieber gelitten hatte, und Jesus hatte sie geheilt.

Vankateswami legte die Hand auf ihre Stirn und betete ganz einfach: »Herr Jesus, diese Frau hat Fieber, genau wie die Schwiegermutter des Petrus hatte. Bitte, Herr, zeige ihr deine Liebe, und heile sie auch. Amen.«

»Ich bin gesund!« rief sie aus und begann vor Freude zu lachen. »Mann!« rief sie laut. »Komm! Ich bin gesund! Die Götter haben mich geheilt!«

»Das waren nicht die Götter!« antwortete Vankateswami schnell. »Es gibt nur einen wahren Gott, unser aller Schöpfer. Er kam als Mensch auf diese Erde, um für unsere Sünden zu sterben. Er heißt Jesus. Er kam aus dem Grab hervor und lebt heute. Er hat Sie geheilt. Danken Sie ihm dafür!«

In wenigen Stunden war die Nachricht von diesem Wunder im ganzen Dorf bekannt. Die Kranken fingen an, zu Vankateswami zu kommen, damit er für sie betete. Und sie wurden geheilt. Immer, wenn er ins Dorf ging, versammelten sich die Menschen um ihn und stellten ihm Fragen über diesen Gott Jesus, der Kranke heilen konnte. Vankateswami fand sich wieder vor dem Haus beim Predigen, ebenso in anderen Dorfstraßen. Bei Pastor Josefs nächstem monatlichen Besuch in der nahen Kapelle hatte Vankateswami eine Überraschung für ihn. Etwa fünfundzwanzig Menschen wollten getauft werden. Als Pastor Josef, der selbst ein Unberührbarer war, mit seinen nassen Fingern die Stirnen der Shudras berührte und sie so im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes taufte, saß die ganze Versammlung in ehrfurchtsvollem Schweigen und schaute zu.

Pastor Josef fühlte neue Begeisterung, wie er sie seit Jahren nicht gekannt hatte, und er stand und redete mit Vankateswami noch lange, als alle anderen schon gegangen waren. »Nächste Woche werde ich noch ein Dorf hier in der Nähe besuchen. Du mußt mitkommen, und dann predigen wir da auch. Dort leben viele Shudras. Sie werden dir besser zuhören als mir wegen deiner Kaste.«

Vankateswami freute sich darüber. »Ja, ich gehe gerne mit. Mein

Herz zerspringt fast, weil ich allen Menschen erzählen muß, was Jesus für mich getan hat.«

Mit großer Dankbarkeit erzählte Vankateswami im nächsten Dorf, wie die Hindugötter und die heiligen Schriften ihm keine Hilfe gegeben hatten, sein Leben war nur noch sündiger und leerer geworden. Und wie er dann den wahren Gott gefunden hatte, der für seine Sünden gestorben war, und daß er nun Vergebung erlangt und den Frieden gefunden hatte, den er so lange gesucht hatte. Etwa dreißig Shudras kamen in dem Dorf zum Glauben, und sie wurden auch von Pastor Josef getauft.

»Warum mußt du jedem von diesem Jesus erzählen?«

Vankateswami war so in seine Arbeit vertieft gewesen, daß er nicht gehört hatte, als sein Vater von der Straße hereinkam. Nun blickte er, erschreckt durch den Zorn in seines Vaters Stimme, von den Büchern auf.

»Genügt es nicht, daß du dich selbst erniedrigt und die Religion dieser Unberührbaren angenommen hast? Mußt du auch noch andere überreden, dasselbe zu tun?«

»Ich habe das Heil gefunden, Vater, das alle Menschen suchen. Wie kann ich diese frohe Kunde für mich behalten?«

»Du gehst nicht mehr zu den Tempeln. Im Dorf sagt man, daß du Rama und Shiva verachtest und sie falsche Götter nennst.«

»Ich verachte nicht diejenigen, die sie anbeten. Aber sie selbst sind alle falsche Götter, denn sie können sich noch nicht einmal bewegen, sondern müssen überall herumgetragen werden. Wie können sie dann anderen helfen, wenn sie sich selbst nicht helfen können?«

»Halt, du lästerst die Götter!«

»Wenn ich lästere, dann sollen die Götter mich richten. Aber sie können es nicht. Ich habe keine Angst vor ihnen. Ich habe Errettung in Jesus, dem wahren Gott, gefunden!«

»Jesus ist der Gott der Unberührbaren! Er ist nicht für unsere Kaste!«

»Er ist für jeden da, denn er ist der einzige Retter!«

Trauer war nun in der Stimme seines Vaters. »Ich erinnere mich noch gut daran, als du als Kind auf meinem Schoß saßest. Damals

erzählte ich dir zum ersten Mal die Geschichte von Hanuman, wie er Ramas Frau rettete. Du klatschtest in die Hände und freustest dich über die schöne Geschichte. Nun sieh dich an: Du läßt die Götter im Stich, die immer von Hindus verehrt worden sind!«

Als er sich umsah, erblickte Vankateswami seine Mutter und Jaigee, die in der Tür standen. Seine Onkel hatten die Gespräche mit den Kunden unterbrochen. Alle sahen zu und lauschten. »Ihr kennt die Hingabe, die ich immer für die Götter hatte«, antwortete er ernsthaft. »Die Pilgerfahrten, die ich gemacht habe, und wie regelmäßig ich in den Tempeln war. Aber die Götter halfen mir nicht. Ich fand auch nicht mein Seelenheil in unseren heiligen Schriften. Ihr wißt, wie ich die Bhagavadgita laut vorgelesen habe . . .«

»Damals hatte ich Hoffnung für dich«, unterbrach ihn sein Vater.

»Aber da las ich es, daß es keine Errettung für Sünder gibt. Wer aber sonst braucht Rettung? Dann lernte ich, daß Jesus kam, um Sünder selig zu machen! Denkt ihr nicht auch, daß das frohe Kunde war?«

»Du läufst also nun durch die Straßen und rufst jedem nach, er solle an diesen Jesus glauben! Du hast Shudras zur Kirche der Unberührbaren gebracht, und dort sind sie von dem Anführer der Unberührbaren angefaßt worden! Und nun höre ich, daß du noch in ein anderes Dorf mit diesem Verachteten gegangen bist und bist im gleichen Ochsenkarren gefahren wie er und hast das gleiche Essen gegessen . . .«

»Ich habe nichts gegessen, was er zubereitet oder berührt hat, im Gegensatz zu den Lügen, die erzählt werden. Aber entdeckst du keine Veränderung in meinem Leben, über die du dich freust?«

»Mich freuen? Sollte ich mich freuen über die Klagen unserer Verwandten, die sagen, daß du unseren Namen verunehrt hast? Du hast uns alle verunehrt! Und darüber sollte ich mich freuen?«

»Ich stehle nicht mehr!« antwortete Vankateswami leise, aber ernst. »Sieh die Bücher nach! Zähle alle Summen zusammen! Dann wirst du wissen, daß ich nicht mehr stehle!«

»Du hast nie viel genommen . . .«

»Aber ich habe gestohlen. Freust du dich nicht, daß ich mich geändert habe? Daß ich dich nicht mehr belüge? Die Angst vor der Hölle, die mich Tag und Nacht gequält hat, ist nun fort. Ich habe Frieden. Meine Sünden sind vergeben. Sollte ich nicht anderen sagen, daß sie diesen Frieden haben können?«

»Nein, das darfst du nicht! Ich habe dich schon früher gewarnt. Hör auf, von diesem Jesus zu reden, oder verlasse das Haus!«

Diesem Befehl konnte Vankateswami unmöglich gehorchen. Was auch immer die Folgen waren, er mußte jedem, der zuhören wollte, von dem Heil erzählen, das er gefunden hatte, von dem Frieden mit Gott, von der Freude über die Gewißheit der Sündenvergebung und darüber, daß der Himmel seine Heimat war. Es gab noch mehr ärgerliche Warnungen von seinem Vater, aber sie wurden seltener, und allmählich schien seine Familie mit einer gewissen fatalistischen Resignation das anzunehmen, was sie seine neue Religion nannten. Einige seiner Verwandten sagten, es sei sein Karma: Weil er in einem früheren Leben Christen schlecht behandelt hatte, war es ihm bestimmt, als ein solcher zu leiden.

Er führte weiter die Geschäftsbücher. Niemand versuchte mehr, ihn zu bereden, den Familien-Puja mitzumachen. Die Spannungen schienen nachgelassen zu haben . . . bis er dann eines Morgens nicht zum Frühstück gerufen wurde. Andere wurden zum Essen gebeten, aber er nicht. Vielleicht war es ein Versehen gewesen. Es war ganz klar die Sitte der Familie, daß jeder zum Essen eingeladen wurde. Er sagte nichts. Aber mittags geschah das gleiche. Nun war es Vankateswami klar, daß er absichtlich ausgeschlossen war. Auch das Abendbrot aß die Familie ohne ihn; und in der Nacht weinte er still in seinem Bett, bevor er einschlief. Als er seine Familie verunehrt hatte durch sein Benehmen an der Oberschule, und sogar als er seinen Vater bestahl, hatten ihn doch alle liebgehabt und ihm vergeben. Aber jetzt, da er nicht mehr stahl oder trank oder log, als er eigentlich ein vorbildlicher Sohn geworden war, da schienen sie ihn zu hassen. Und doch wurde immer gesagt, daß der Hinduismus im Gegensatz zum Islam alle Religionen anerkennt. Warum schien ihn also seine Familie zu hassen, nur weil er Christ geworden war?

Als man ihn auch am nächsten Morgen nicht zum Frühstück rief, nahm Vankateswami sein Neues Testament und ging traurig durch das Stadttor, die Lehmstraße hinunter, dann quer über die Reisfelder zu einem niedrigen Hügel, etwa eine halbe Meile entfernt. Er war mit Zwergbäumen und dichtem, struppigem Busch bedeckt. Auf einer kleinen Lichtung fand er einen Haufen gebrannten Lehm, worauf die Bauern die Öfen stellten, wenn sie den Safran kochten, der alle paar Jahre gepflanzt wurde, um die Bepflanzung zu wechseln. Dort saß er ohne Schatten, las im Neuen Testament und blickte ab und zu über die Felder zu seinem Dorf hin. Er konnte das Dach seines Hauses neben dem Tor erkennen. Während er betete, traten an diesem Tag oft die Tränen in seine Augen. Es war erschütternd, verworfen zu werden. Viel besser war es, wütenden Drohungen ausgesetzt zu sein, als übersehen zu werden.

Als er vor dem Abendbrot zurückkehrte, wartete er vergeblich darauf, eingeladen zu werden. Die Familie aß ohne ihn. Beim Frühstück und Mittagessen des nächsten Tages ebenfalls. Den größten Teil des Nachmittags saß Vankateswami wieder auf dem Erdhügel und las, daß Jesus gesagt hatte: »Ich bin nicht gekommen, um Frieden zu bringen, sondern das Schwert. Und des Menschen Feinde werden seine eigenen Hausgenossen sein. Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, ist mein nicht wert . . . Und wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und folgt mir nach, der ist mein nicht wert« (Lies Matthäus 10, 34 – 39). Die Worte auf dem Blatt verschwammen, und er weinte.

Als die Sonne am Horizont versank, blätterte der Abendwind die Seiten um zum Römerbrief, Kapitel 8. Der 32. Vers schien ein direkter Zuspruch von Gott an ihn zu sein: »Welcher auch seines eigenen Sohnes nicht hat verschont, sondern hat ihn für uns alle dahingegeben, wie sollte er uns mit ihm nicht alles schenken?« Warum sollte er ängstlich sein? Gott würde ihm alles Nötige geben. Konnte er noch mehr erwarten? Er fühlte sich getröstet und gestärkt, als er langsam über die Felder zurückging. Er ging direkt in sein Zimmer, kniete neben seinem Bett und dankte Gott ruhig dafür, daß er in seiner Hand war.

»Pst! Ich muß dir was sagen!«

Als er die Stimme hörte, drehte Vankateswami sich um, und sah seinen Onkel Bawala über ihn gebeugt mit dem Finger auf seinen Lippen. Er hatte ihn nicht hereinkommen hören.

»Heute abend werden sie dich zum Essen einladen«, flüsterte er, »aber tue es nicht. Dein Leben schwebt in Gefahr!« Schnell wandte er sich um und schlich auf Zehenspitzen aus dem Zimmer.

Durch das, was er gerade gehört hatte, war Vankateswami erschrocken, und er blieb wie betäubt zurück. Beabsichtigte man, ihn zu vergiften? Wenn sie das glaubten, was Krishna Arjuna erzählt hatte, dann war nichts Falsches daran, sein Leben auszulöschen, es würde nur das Rad der Reinkarnation in Bewegung setzen, und er würde mit einem neuen Körper erscheinen, um von neuem zu beginnen, auf die Vereinigung mit Brahman zuzugehen.

Er hörte, wie seine Mutter alle anderen Familienmitglieder zum Tisch rief; und dann kamen die gedämpften Tritte, die ihm so bekannt waren, auch in sein Zimmer. Es war Jaigee. Ihre Handflächen vor dem Gesicht zusammengelegt, verbeugte sie sich in der typischen Hindu-Haltung, als er aufsah. »Du hast so lange nichts mehr zu essen bekommen«, sagte sie, sichtlich besorgt. »Bitte, komm zum Abendessen.«

»Sage meinem Vater, daß ich heute abend nichts essen werde«, antwortete Vankateswami schnell.

Sie zögerte an der Tür. »Aber heute ist der dritte Tag, an dem du nichts ißt!«

»Ich wurde nicht gerufen – aber heute werde ich nicht essen.«

Sie verbeugte sich wieder und ging. Gleich darauf hörte er den schweren, energischen Schritt seines Vaters, der mit anderen zusammen ins Zimmer kam. Vankateswami sah nicht auf, bis sein Vater sprach.

»Du willst nicht essen?«

»Nein, Vater, heute abend nicht.«

»Wenn du in diesem Hause nicht essen willst, dann mußt du gehen!« Diese Drohung hatte er früher schon unter anderen Umständen ausgestoßen, aber sie war nicht ausgeführt worden. Jetzt aber deutete sein Vater zu der Tür, die zur Veranda und zur

Straße führte, und es war offensichtlich, daß es ihm ernst war, was er meinte.

»Meinst du . . . ich muß gehen . . . auf der Stelle?« Vankateswami fragte es mit schwacher Stimme. Er konnte es nicht glauben.

»Du hast diesen Gott der niederen Kaste in unser Haus gebracht. Du hast unsere Familie entehrt. Die Verwandten beklagen sich. Du weigerst dich, dich zu ändern.«

»Ich habe mich geändert, Vater, zum Besseren!«

»Triebe keinen Spott mit mir! Wenn du nicht essen willst, mußt du gehen. Willst du zusammen mit uns essen?«

Bawalas Worte klangen noch in seinen Ohren: »Iß nicht – dein Leben ist in Gefahr!« Langsam verneinte Vankateswami.

»Dann geh! Sofort!«

Vankateswami schien ans Bett festgewachsen zu sein. Er war nicht fähig, sich zu bewegen oder zu denken. Fast hörbar vernahm er wieder die Worte: »Der auch seinen eigenen Sohns nicht verschont hat, sondern hat ihn für uns alle dahin gegeben. Wie sollte er uns mit ihm nicht alles schenken?« Gott würde für ihn sorgen. Nun fühlte er sich neu gestärkt und erhob sich.

Die Tränen strömten über seine Wangen, als er hinübersah zu seiner Familie, die sich auf der anderen Seite des Zimmers befand. Seine Mutter stand dicht hinter dem Vater. Ihr Gesicht hatte einen ängstlichen Ausdruck. Hinter ihr sah er Jaigee, ihr Gesicht war ohne jede Bewegung. Seine Onkel und ihre Frauen standen mit seinem Bruder nahe bei der Außentür. Sie betrachteten ihn wie irgendein seltsames Lebewesen. Als er von einem zum anderen sah, meinte Vankateswami, sein Herz müßte brechen. Wie sehr liebte er doch seine Familie! Aber sie schickten ihn weg! Er erkannte in ihren Blicken, daß sie alle die eine Absicht hatten. Seine Mutter begann leise zu weinen und wischte ihre Tränen mit einem Zipfel ihres Saris ab. Doch er wußte, daß sie mit der Handlungsweise ihres Gatten einverstanden war.

»Ich habe euch alle sehr lieb«, sagte er, indem er jedem ins Gesicht sah. »Aber ich kann es nicht leugnen, daß Jesus der wahre Gott ist, der Heiland für Sünder. Wenn ich aus diesem Grunde gehen muß . . .« Da brach seine Stimme, und er wandte sich ab.

Als er sich wieder in der Gewalt hatte, sah er direkt in die bösen Augen seines Vaters und sagte mit klarer Stimme: »Mir liegt an Jesus mehr als an all deinen Reichtümern!«

»Es ist dein Karma«, sagte sein Vater düster und wies zur Haustür. »Es ist dein Karma!« Das Schluchzen seiner Mutter wurde lauter, als Vankateswami langsam durchs Wohnzimmer ging zur Eingangshalle, wo das Geschäft vonstatten ging und dann die Treppe hinunter zur Straße. Mitten auf dem kleinen Platz hielt er ein und sah zurück. Er konnte niemanden sehen, der ihm aus dem Haus nachsah. Es war dunkel und die Straßen waren leer. Wo konnte er hingehen? Die einzigen Besitztümer, die er bei sich hatte, waren sein Lendentuch, das Hemd, das er trug, und das geliehene Neue Testament, das er fest in seiner Hand hielt.

Es waren zwar vierzehn Meilen zu dem Haus von Jaigees Bruder, wo er während der zwei Jahre Oberschule gelebt hatte, doch dort würde er aufgenommen werden. Es gab ein ungeschriebenes Gesetz, das sagte, wenn ein Kind sich nicht mit seinen Eltern verstand, würden die Großeltern es aufnehmen und solange bei sich behalten, bis der Sturm vorbei war. Es gab ihm Mut, weiterzugehen, denn er wußte, er war immer ihr Liebling gewesen. Geschwächt vom Hunger ging er langsam über die staubige Straße durch das Dorf der Unberührbaren und dann zu der gepflasterten Hauptstraße, auf die sie sechs Meilen weiter stieß. Dann waren es noch acht Meilen bis Proddutar. Mühsam ging er Schritt für Schritt mit seiner letzten Kraft durch die verlassenenen Straßen zu dem wohlbekanntem Haus. Die Tür war verschlossen, denn Mitternacht war schon vorbei. Er klopfte und wartete. Er glaubte, schon das Essen zu schmecken, das sie ihm geben würden, und er fühlte schon das bequeme und ihm so wohl bekannte Bett. Er klopfte wieder, jetzt lauter.

Es schien eine Ewigkeit zu dauern, doch endlich hörte er Schritte. Die Stimme von Jaigees Bruder kam verschlafen und gedämpft durch die dicke Tür. »Wer ist da?«

»Es ist Vankateswami!« rief er glücklich flüsternd zurück. »Laß mich herein!«

Welch willkommenes Geräusch, als der Riegel weggeschoben

wurde. Aber die Tür öffnete sich nur einen Spalt breit. Undeutlich sah er seinen Großonkel hinausspähen. »Wir alle wissen Bescheid über dich! Du wirst hier nicht aufgenommen!« Die Tür wurde zugeschlagen und der Riegel an seinen Platz geschoben. Lange Zeit stand Vankateswami, ohne sich zu regen, in seinem Kopf wirbelte es. Noch immer hörte er die zornige Stimme in seinen Ohren klingen. Dafür war er vierzehn Meilen gelaufen! Auf zitternden Beinen taumelte er zurück auf die Straße. Er bewegte sich jetzt mechanisch. Wohin? Er wußte es nicht.

»Er, der seinen einzigen Sohn nicht verschont hat . . . wie sollte er uns mit ihm nicht alles geben!?« Diese Verheißung hatte ihm die ganze Nacht Kraft gegeben. Konnte er weiter daran glauben?

»Vater! Hilf mir! Oh, mein Gott!« Die qualvollen Worte brachen unter Schluchzen aus ihm hervor.

## 5. Echos aus der Vergangenheit

»Paul! Paul!«

Vankateswami schleppte sich mit niedergeschlagenen Augen dahin, als eine Stimme ihn aufschreckte. Er sah auf und erkannte Pastor Josef, der auf einem Ochsenkarren näherkam.

»Paul, mein Sohn!« rief der Pastor wieder, als der Wagen näherkam. »Ich habe dich gesucht!« »Ich war auf dem Weg zu Ihnen!« sagte Vankateswami und seufzte vor Erleichterung, als er neben ihm auf den Wagen kletterte. Der Kutscher drehte den Wagen um. »Sie sind mein einziger Freund in dieser Welt!«

»Ich hörte, daß deine Eltern dich hinausgeworfen hatten«, sagte Pastor Josef mitleidig. »Es tut mir leid.«

»Meine Verwandten wollen mich auch nicht haben. Noch nicht einmal meine Großeltern, wo ich früher gelebt habe. Durch Gottes Gnade hat mir ein Junge, mit dem ich früher zusammen in der Oberschule war, etwas Essen gegeben und ein Bett, aber heute morgen sagten mir seine Eltern, ich sollte gehen. Sie wollten mit einem Christen nichts zu tun haben . . .«

Pastor Josef schüttelte traurig seinen Kopf. »Ich hatte befürchtet, daß dies passieren würde. Trotzdem verwirrt es mich. Immer wird gesagt, der Hinduismus ist sehr großzügig, ist mit allen Religionen einverstanden. Aber sobald jemand wie du an Christus glaubt, ist keine Rede mehr von Großmut. Ich kenne einige, die von ihren Familien getötet worden sind. Fast alle mußten das Elternhaus verlassen.«

»Ich bin nicht sicher, aber ich glaube, sie versuchten, mich zu vergiften.« Vankateswami sprach schmerzerfüllt. Es war furchtbar, dies von seiner eigenen Familie zugeben zu müssen.

Die beiden saßen in peinlichem Schweigen, während der Ochsenkarren über die Straße rumpelte und wackelte. Und ab und zu machte ihnen das rauhe Krächzen einer Krähe die Stille noch bewußter. Der Pastor brach endlich das Schweigen. Er sprach sehr langsam und strich dabei gedankenverloren seinen Bart. »Ich denke, das Beste wäre, wenn du nicht in meinem Haus wohntest!«

Der Streich eines Schwertes hätte ihn nicht tiefer treffen können. »Sie . . . wollen mich . . . auch nicht haben?« stammelte Vankateswami.

»Oh, du verstehst mich falsch!« sagte der Pastor schnell. »Ich dachte nur an den Fall, daß deine Familie dich wieder annimmt, wenn sie vielleicht später einmal an Christus glauben. Aber ich bin ein Unberührbarer. Wenn du in meinem Haus lebst, nähmen sie dich nie zurück!«

»Sie sind sehr weise«, antwortete Vankateswami gedankenvoll und nickte mit dem Kopf. »Möge Gott mir die Rückkehr schenken. Mein Herz schmerzt in Gedanken an meine Familie!«

»Es geht niemanden etwas an, daß du heute abend bei mir bleibst«, sagte der Pastor, und es klang, als hätte er gerade eine wichtige Entscheidung getroffen. »Morgen werde ich in der Stadt für dich einen Ort finden. Deine Familie hat dort oft geschäftlich zu tun. Sie werden dich sehen und mit dir sprechen . . . und dich vielleicht zurückholen, so Gott will.«

Als sie sich dem Haus des Pastors näherten, legte er sanft seine Hand auf Vankateswamis Schulter. »Es gibt noch etwas, was ich dir sagen wollte. Aber ich möchte dich nicht beleidigen.«

»Worum geht es?«

»Es ist dir aufgefallen, daß ich dich nie Vankateswami nenne. Ich möchte dich nicht mit dem Namen eines Hindugottes rufen. Dein neuer Name ist Paul. Und da du nun ein neues Leben in einer neuen Stadt beginnst und neue Freunde treffen wirst, wäre es besser, daß sie dich unter deinem neuen Christennamen kennenlernen und nicht unter dem Hindunamen.«

Vankateswami saß ganz still. Endlich sagte er: »Sie haben recht. Ich bin ein neuer Mensch durch Christus. Der Name, den mir meine Eltern gaben, gehört dem vergangenen Leben an.«

»Dann werde ich dich meiner Familie als Paul vorstellen und auch in der Stadt.«

»Darüber werde ich mich freuen«, sagte Paul und lächelte zum ersten Mal an dem Tag.

In den nächsten neun Monaten wohnte Paul an der Hauptstraße am Ende der Stadt in einem kleinen, aber angemessenen Zimmer,

das Pastor Josef ihm am anderen Tag gemietet hatte. Obgleich er wußte, daß sein Vater oder ein Onkel wenigstens einmal in der Woche um des Geschäftes willen in die Stadt kam, sah er niemals einen von ihnen. Paul schrieb regelmäßig an seine Eltern und erzählte ihnen, wo er wohnte, was er machte, wie sehr er sie liebte und sich danach sehnte, sie wiederzusehen. Aber niemals erhielt er Antwort auf einen seiner Briefe. Es war, als ob die Familie, mit der er achtzehn Jahre gelebt hatte, aufgehört hatte zu existieren. Das gemietete Zimmer hatte kein Fenster, und die einzige Tür führte direkt zu der belebten Straße. Paul stellte sein Bett jede Nacht draußen vor die Tür. Dadurch entging er der drückenden Hitze, die sich entwickelte, wenn die dünnen schwarzen Steine, die das Dach über den Holzbalken bildeten, die Sonne anzogen. Die Wände und der Boden waren aus den gleichen Steinen. Man konnte sie billig in den nahegelegenen Steinbrüchen erwerben. Das Wasser mußte in einem Eimer von einer öffentlichen Zapfstelle, einige Meter weiter auf der Straße, geholt werden. Es war ein gewaltiger Unterschied zu dem großen Haus und dem gewissen Luxus, an den er gewöhnt gewesen war. Aber Paul war dankbar für sein eigenes Zimmer und daß er ein Obdach hatte, wenn der Monsunregen kam. Das beste war, daß er einen Ort hatte, wo er sein geliebtes Neues Testament ungestört studieren konnte und wo er viele Stunden im Gebet verbrachte. Diese Gewohnheit, die sich in diesen Monaten entwickelte, stärkte seinen Glauben.

Paul frühstückte in einem Restaurant, denn Pastor Josef gab ihm das Geld für seine Mahlzeiten. Dann ging er zu dem großen offenen Marktplatz. Dort hockten die Farmer auf der nackten Erde neben ihren frischen Gemüsesorten, die sie jeden Morgen mit Ochsenkarren, Fahrrad oder auch zu Fuß brachten. Die Käufer kamen und gingen fast den ganzen Morgen in einem unaufhörlichen Strom über eine niedrige Brücke, die von der Straße über einen kleinen Graben zum Markt führte. Dann stand Paul mit seinem Neuen Testament und dem Liederbuch auf der Brücke und begann zu singen. Wenn nun eine Gruppe von Menschen stehenblieb, las er einige Verse der Heiligen Schrift und erklärte sie so, daß es die Hindus verstehen konnten. Oft predigte er über den

gleichen Vers, der ihm zuerst so wichtig geworden war: »Das ist gewißlich wahr und ein teuer wertenes Wort, daß Christus Jesus gekommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen . . .« (1. Timotheus 1,15). Immer waren da einige, die ernsthaft suchten und Christus annehmen wollten. Es gab auch andere, die herumstanden und diskutierten. Sie wollten beweisen, daß Jesus nur einer von vielen Göttern war, nur ein Weg, nicht *der* Weg. Diese Diskussionen gingen oft sehr hitzig einher, und für Paul waren sie wie ein Feuer, durch das sein Glauben geprüft, ausgeglichen und gestärkt wurde. In den langen Stunden, die er nun zum Studieren hatte, wenn er am späten Nachmittag auf seinem Bett vor der Tür saß, hatte Paul Gelegenheit, einen sorgfältigen Vergleich zwischen der Bibel und den Lehren des Hinduismus anzustellen. Die Unterschiede waren zahlreich und wichtig.

Paul hatte gelernt, daß alle Religionen gleich annehmbar waren und zum gleichen Ziel führten. Während Paul das Neue Testament studierte, erkannte er, daß Christus nicht nur der alleinige Weg war, sondern daß er auch zu einem anderen Ziel führte. Der Himmel der Bibel war nicht das Nirvana des Hinduismus und Buddhismus. Jesus verspricht, daß Gott immer gegenwärtig und seine Liebe ewig ist. Das war das Gegenteil von dem, was der Hinduismus lehrt: daß man seine persönliche Existenz durch das Aufgelöst-Werden in das Absolute verliert, so wie ein Wassertropfen sich im Ozean auflöst. Der persönliche Gott der Bibel hat alles erschaffen, aber im Hinduismus ist Gott alles; die Schöpfung und der Schöpfer sind ein und dasselbe. Das heißt, daß das Gute auch das Böse ist und Gott gleichzeitig Satan ist. Kein Wunder, daß Krishna sich selbst den »Prinz der Dämonen« nannte. Hinduismus lehrt, daß alle Menschen Gott seien und es nur zu erfassen brauchten. Aber die Bibel lehrt, daß alle Menschen aus freiem Willen von Gott getrennt sind. Dadurch, daß sie Christus annehmen, wird ihnen Vergebung zuteil und der Geist Gottes nimmt in ihnen Wohnung, aber sie bleiben individuelle Persönlichkeiten, die Gottes Liebe und Gegenwart erfahren, jedoch nicht in ihm aufgelöst werden.

Die hebräischen Propheten, die behaupteten, von Gott inspiriert

zu sein, prophezeiten, daß es nur *eine* Fleischwerdung Gottes geben würde und nicht viele, wie der Hinduismus lehrte. Er würde der Messias genannt und in Bethlehem geboren werden, aber von seinem eigenen Volk, Israel, verworfen, von einem seiner Jünger um dreißig Silberstücke verraten, wie ein Verbrecher gekreuzigt, im Grab eines reichen Mannes bestattet und dann am dritten Tag auferweckt werden. Diese und viele andere spezielle Geschehnisse, die die Propheten vorausgesagt hatten, waren in Jesus fehlerlos in Erfüllung gegangen – und zwar in ihm allein. Damit war der unwiderlegbare Beweis gebracht, daß er »*der Weg, die Wahrheit und das Leben*« war. Ohne Zweifel waren Rama, Buddha und jeder sogenannte Avatara und herabgestiegene Meister alle zusammen Schwindler. Kein einziger von ihnen war für die Sünden der Welt gestorben und dann wieder auferstanden.

Paul fiel es auf, daß die Zuhörer, denen er predigte, böse wurden, sobald er sagte, Jesus sei der einzige Weg. Die Tatsache, daß das Heil nirgendwo sonst zu erlangen war, war einfach. Warum sollte es dann so anstößig sein, wenn einem gesagt wurde, daß Christus der Schlüssel sei zu allem, was sie so vergeblich suchten? Es verwunderte ihn, daß Hindus, die weder Vergebung noch Frieden in ihren endlosen Pilgerfahrten, Mantras, heiligen Bädern, Opfern, Riten gefunden hatten, nun nicht glücklich wurden, wenn sie von der Vergebung in Christus hörten. War etwa dieses Bestehen auf vielen Wegen, die zum Himmel führten – so daß man sich den aussuchen konnte, der einem am sympathischsten erschien –, ein Symptom dafür, daß der Mensch dagegen rebellierte, Gott sein eigenes Universum leiten zu lassen? Daß es nur einen Weg zum Himmel gab, war nicht unlogisch. Er stand offen für alle, weil Jesus für alle gestorben war, und Paul wollte allen diese gute Botschaft bringen.

Viele lehnten Christus ab und bestanden auf ihrem eigenen Weg. Andere jedoch glaubten auch, und Paul brachte jeden einzelnen zu Pastor Josef zur Taufe.

Das verwandelte Leben solcher Männer und Frauen war immer eine große Ermutigung. Es gab aber auch bittere Enttäuschungen. Sonderbarer Weise ging es um Heilungen, die doch in seinem

eigenen Dorf solch eine große Rolle gespielt hatten. Paul hatte auch in dieser Stadt begonnen, für die Kranken zu beten. Es begann alles mit einem Bauern, der vom Markt zu Pauls Zimmer gekommen war und nach Jesus gefragt hatte. Er war außergewöhnlich mager, und anhaltende Schmerzen hatten tiefe Linien in sein blasses Gesicht gezogen. Als Paul sich mitleidig erkundigte, hatte er ihm erzählt, daß er eine schlimme Krankheit in seinem Leib trägt und daß es den Ärzten nicht gelungen war, ihn zu heilen. Pauls Gebet für ihn hatte augenblickliche Heilung gebracht. Voll Dankbarkeit hatte er versprochen, an Christus zu glauben und nur zu ihm zu beten. Als andere davon hörten, kamen sie ebenfalls zu Paul. Auch sie wurden geheilt, und das veranlaßte noch mehr Hindus, sich Christus zuzuwenden.

Eines Abends ging Paul die drei Meilen zum Haus dieses Farmers, um ihn zu besuchen. »Ich habe dich einige Wochen nicht gesehen«, sagte Paul, nachdem sie sich vor der kleinen Hütte begrüßt hatten.

»Ich hatte zuviel Arbeit in letzter Zeit, um zu deinem Zimmer zu kommen«, lautete die entschuldigende Antwort. Aber Paul erkannte an dem Ton, daß er nicht die ganze Wahrheit gesagt hatte.

»Ich habe dich vermißt – drum bin ich hier herausgekommen, um zu sehen, wie es dir geht. Meine Bibel habe ich mitgebracht. Wir können zusammen darin lesen.«

Die Frau des Bauern war in der offenen Tür erschienen und stand mit den Armen in die Seiten gestützt da. Sie sah Paul unwillig an. Ihr Mann begann nervös, einige Fliegen zu verjagen und rückte einige Schritte von der Hütte weg.

»Ich will nicht von Jesus reden«, sagte er in einer Stimme, die zu leise war, als daß sie die spitzen Ohren seiner Frau erreicht haben könnten. »Wir haben unsere eigenen Götter.«

Pauls Mund stand offen vor Staunen. »Aber du hast mir versprochen, jeden Tag zu Jesus zu beten!« protestierte er.

»Ich brauche diesen Jesus jetzt nicht«, antwortete der Bauer. »Wenn ich wieder krank werde, will ich auch wieder zu ihm beten. Aber wir haben kein Bild von Jesus bei unseren Familiengöttern.«

Solche Enttäuschungen gab es häufiger. Sie lehrten Paul, daß viele Leute Christus wollten, um sie von Krankheit und Schmerzen zu befreien und natürlich von der Hölle, aber nicht von ihren Sünden. Sie wollten nicht, daß er sich in ihr Leben einmischte. Es war ein trauriger Tag, als er von Pastor Josef hörte, daß die Sudras, die er in Pauls Dorf getauft hatte und von denen viele geheilt worden waren, nicht zur Kirche kamen, weil sie nichts mit den Unberührbaren zu tun haben wollten.

Dann kam noch eine schwere Prüfung für Pauls Glauben. Er selbst erkrankte ernsthaft. Und obgleich er sehr betete, wurde es nur schlimmer. Schlimme Leibschmerzen, Übelkeit und heftiges Erbrechen machten es ihm unmöglich, sein Zimmer zu verlassen. Er wurde täglich schwächer. Pastor Josef fand ihn in seinem Bett, das von Schweiß getränkt war. Seine Augen lagen wie glühende Kohlen in zwei eingesunkenen Höhlen.

»Du gehörst ins Krankenhaus«, rief der Pastor.

»Ich habe für andere gebetet, und sie sind geheilt worden«, stöhnte Paul halb im Delirium. »Tagelang habe ich für mich selbst gebetet, und es wird nur schlimmer. Hat Gott mich vergessen?«

»Er hat dich nicht vergessen!« antwortete der Pastor schnell. »Du wirst geprüft. Laß den Glauben nicht fallen!« Er beugte sich nieder und hob Paul halb von seinem Bett auf. »Nun lege deinen Arm um meinen Hals und stütze dich auf mich. Wir gehen zum Missionskrankenhaus. Es ist nicht weit.«

Als er zehn Tage später entlassen wurde, war er noch schwach, aber geheilt. Nun nahm ihn der Pastor in sein eigenes Haus auf, denn es hatte keinerlei Anzeichen von der Familie gegeben, daß sie ihn jemals wieder annehmen wollten. Nicht lange nachdem Paul zu Pastor Josef gezogen war, bekam dieser eine andere wichtige Aufgabe in einer anderen Stadt. Paul, der von der ganzen Familie als einer der ihrigen angesehen wurde, zog mit ihnen.

Inzwischen war Paul neunzehn und mehr als ein Jahr vergangen, seit man ihn zu Hause weggejagt hatte. Wenn er jetzt zurückblickte, konnte er erkennen, daß Gottes Hand ihn geführt und während des ganzen Weges versorgt hatte. Jener Vers im Römerbrief »Er, der auch seines eigenen Sohnes nicht geschont

hat . . . wie sollte er uns mit ihm nicht alles schenken ?« hatte sich unzählige Male bewahrheitet. Er besaß noch immer nicht mehr als eine Bibel und die Kleider, die er am Leib trug, als er von zu Hause fort mußte.

Aber er hatte nie Not gelitten und war überzeugt, daß er es auch nie tun würde. Obgleich er keine theologische Ausbildung genossen hatte, lernte Paul, mit seinem himmlischen Vater zu gehen und ihm bei jedem Schritt des Weges zu vertrauen.

Nun war Pastor Josef verantwortlich für einen noch größeren Bezirk mit ungefähr vierzig Gemeinden, und er nahm Paul überall mit, wenn er im Ochsenkarren von Dorf zu Dorf zog. Ochsen gehen sehr langsam, und während der vielen Stunden, die sie zusammen auf dem Wagen verbrachten, lehrte der Pastor Paul, soviel er konnte, aus der Bibel. Während dieser wertvollen Lektionen hörte Paul zum ersten Mal etwas von Christen, das ihn schockierte.

»Du denkst, daß jeder, der zum Gottesdienst, den wir besuchen, kommt, ein Christ ist«, sagte Pastor Josef eines Tages. »Obgleich sie sich Christen nennen, sind es viele nicht – und in einigen Gemeinden sind die meisten Glieder samt Pastor nicht errettet.«

»Soll das heißen, sie beten noch die Hindugötter an?« fragte Paul.

»O nein. Einige von ihnen kommen aus Familien, die sich seit Jahrhunderten Christen nennen. Einige schon seit der Heilige Thomas Indien besuchte. Sie haben mit Hinduismus nichts zu tun.«

»Warum sind sie denn keine richtigen Christen?«

»Sie gehören zur Kirche, aber sie gehören selbst nicht zu Christus. Sie wurden nie wiedergeboren.«

»Aber sie sind doch getauft und nennen sich Christen?« protestierte Paul. »Sie gehen zur Kirche, wiederholen die Gebete und sagen das Glaubensbekenntnis.«

»Das tun sie. Aber es ist nur eine Gewohnheit, die sie in ihrer Kindheit lernten. Die Gebete und das Glaubensbekenntnis sind nur Worte, die ihnen aus dem Mund kommen, oder vielleicht aus dem Kopf, aber nicht aus ihrem Herzen. Weil sie nie über ihre

Sünden Buße getan haben und nie Christus persönlich als ihren Herrn und Erlöser angenommen haben, darum gehen solche Leute ebenso verloren wie irgendein Hindu, der glaubt, Jesus wäre nur einer von vielen Göttern.«

»Das verwundert mich«, sagte Paul traurig und fiel in ein langes, gedankenvolles Schweigen. Wie konnte er es wagen, Menschen, die annahmen, daß sie Christen seien, zu sagen, sie müßten Buße tun und Christus annehmen?

Der Pastor schien seine Gedanken zu wissen. »Gott hat dich zum Evangelisten berufen. Und du mußt das Heil nicht nur den Hindus predigen, sondern auch denen in den Kirchen, die meinen, sie seien Christen. Vergiß das nie!«

Die Verantwortlichen der Kirchen waren dermaßen beeindruckt von Pauls evangelistischem Talent, daß sie ihn zu einer Priesterschule sandten. Dort wurde viel Zeit daran gewandt, um zu lernen, welche Gebete zu welcher Zeit gelesen wurden, wann man niederkniete und wann aufstand, wann man sich der Gemeinde zuwandte und wann dem Altar. Dies erinnerte ihn an die Hinduriten, über die er sich als Junge lustig gemacht hatte. Er konnte nicht glauben, daß der Schöpfer des Alls sich beeindrucken ließ von besonderen Gewändern, Bewegungen und Haltungen. Täglich schien er das Echo aus der Vergangenheit lauter zu hören, das ihn beunruhigte, und das machte sein Studium immer unangenehmer.

Während einer kurzen Ferienzeit wurde Paul zu einer Konferenz für Katecheten eingeladen. Dort sollte er, ein Hindu hoher Kaste, erzählen, wie er Christ geworden war. »Achte darauf, daß du erklärst, was es bedeutet, Christus persönlich zu kennen!« So hatte Pastor Josef ihn gemahnt. Paul tat, was er konnte – ebenso auch ein anderer Prediger, der die Errettung klarer und kräftiger predigte, als Paul es je gehört hatte. Dieser »Laie«, wie man ihn nannte, trug den sonderbaren Namen »Agrippa«. Er war für einen Hindu außergewöhnlich stattlich, groß und schwer, und schien die Bibel weit besser zu kennen als irgendein Katechet, Priester oder Bischof, den Paul je getroffen hatte. Ganz im Gegensatz zu den Priestern, die gewöhnlich alles ablesen, sprach dieser eindrucksvoll

volle Prediger schnell und ohne Konzept und mit einer solchen überzeugenden Kraft, wie Paul sie in seinem ganzen Leben noch nicht erfahren hatte. Jede Beweisführung war auf eine Bibelstelle gestützt. Agrippa schien die Bibel auswendig zu kennen und in seinem Gedächtnis eingeordnet zu haben, so daß sie augenblicklich da war, wenn er sie brauchte. In seinem Mund war die Bibel ein zweischneidiges Schwert, das das Herz durchdrang und alles Überflüssige wegschnitt, so daß man zurückblieb mit einem Gefühl der Nacktheit.

»Ich muß mit Ihnen gehen!« sagte Paul zu Agrippa, als jener abreisen mußte, um an einem anderen Ort Versammlungen zu halten. »Gott hat durch Ihre Predigt zu mir geredet. Es hat mein Herz entflammt, und ich muß mehr davon hören!«

»Seien Sie nicht voreilig. Sie müssen Ihr Studium zuerst beenden«, dämpfte ihn Agrippa, aber seine leuchtenden Augen schienen zuzustimmen. Es gefiel ihm, was er von diesem jungbekehrten Hindu während ihrer kurzen Unterhaltung gehört hatte.

Durch die Staubwolken, die die Räder des Ochsenkarrens aufwirbelten, der Agrippa an jenem heißen Tag vom Konferenzgelände wegführte, konnte man Paul neben ihm sitzen sehen. Die beiden sprachen ernsthaft miteinander, als sie in der Ferne verschwanden. Das war der Anfang eines neuen Abenteuers für Paul, einer tieferen Verbindung mit Christus, der in Agrippa zu leben schien. Den Hindus fiel das auch auf, und Paul war erstaunt zu sehen, wie Tausende zusammenliefen, um Agrippa zu hören, wohin er auch ging. Es war, als rede Gott zu den Menschen durch Agrippas Stimme. Viele brachen in Tränen aus, weinten über ihr Leben, bekannten ihre Sünden und nahmen Christus als Herrn und Erretter an. Paul weinte auch manchmal, weil sein Herz vor Verlangen brannte, Christus zu kennen, wie Agrippa ihn kannte, und weil er sich wünschte, Christus mit solcher Kraft der Welt predigen zu können, wie sie so offensichtlich aus jedem Wort hervorbrach, das dieser ungeschulte einfache »Laie« sprach. Wieviel besser war es doch, von ihm zu lernen, Seelen zu gewinnen, als monatelang zu studieren, welche Riten man als Gemeindegemeindehirte auszuführen hatte.

Agrippa taufte seine Neubekehrten auf der Stelle, falls Wasser genug vorhanden war – in einem Fluß, einem Brunnen, oder in irgendeinem Teich, der tief genug war. Die Art seines Taufens setzte Paul in Erstaunen – er setzte keine nasse Hand an die Stirn, sondern tauchte die Menschen völlig ins Wasser.

»Warum taufen Sie so?« fragte Paul.

»Weil die Taufe ein Bild des Sterbens und Begrabenwerdens mit Christus ist und des Auferstehens zu einem neuen Leben. Man bespritzt einen Toten nicht mit ein wenig Erde – man begräbt ihn.« Und um das, was er sagte, zu bekräftigen, nannte Agrippa jeden Vers über die Taufe aus dem Neuen Testament.

Paul war überzeugt.

»So möchte ich auch getauft werden!«

Agrippa war einen Augenblick still und beobachtete Pauls Augen. »Sie werden Sie aus der Kirche ausschließen«, sagte er endlich, und es war Trauer in seiner Stimme.

»Aus der Kirche?« rief Paul.

Agrippa nickte. »Es ist schade! Christen streiten manchmal über Dinge wie die Taufe. Sie mögen das gerade so gut jetzt lernen.«

Paul traf die Entscheidung. »Ich will Jesus folgen, nicht einer Kirche!« sagte er entschlossen.

»Wo bist du gewesen?« fragte Pastor Josef ihn vorwurfsvoll, als er endlich nach Hause kam.

»Ich bin mit einem mächtigen Evangelisten gereist!« antwortete Paul begeistert. »Welch ein Erlebnis! Ich habe durch das Zuhören mehr über das Evangelium gelernt, als ich es je in der Schule tun kann.«

»Ja, die Schule«, sagte Pastor Josef mit zusammengekniffenen Augen. »Sie sagten, du seist verschwunden . . .«

»Ich glaube nicht, daß Gott von mir will, daß ich ein Gemeindepriester werde. Sie selbst haben gesagt, daß ich zum Evangelisten berufen bin!«

»Wer war der Mann, mit dem du zusammen gewesen bist?«

»Sie nennen ihn Agrippa.«

Das Gesicht des Pastors verfinsterte sich. »Agrippa ist gefährlich«, sagte er mit einem unglücklichen Seufzer. »Wenn du nicht

acht gibst, wird er dich in einem Fluß oder Brunnen taufen – dich ganz untertauchen!«

»Was ist denn daran falsch?« fragte Paul. »Er hat mich schon getauft!«

»Hast du vergessen, daß *ich* dich schon getauft habe?« wollte der Pastor mit beleidigter Stimme wissen und sah Paul dabei ärgerlich an.

»Nur einige Tropfen auf den Kopf, aber die Bibel sagt . . .«

»So verachtest du also die Taufe der Kirche!«

»Ich verachte sie nicht . . .« Paul war hilflos verwirrt, als er scheinbar wieder ein Echo aus der Vergangenheit hörte. Die Angst überkam ihn, und er wandte sich um, um seine zitternden Lippen zu verbergen.

»Du warst mir wie ein Sohn«, sagte Pastor Josef. Trauer und Ärger waren in seiner Stimme vereint. Er schien zu ersticken. Als er dann wieder zu sprechen begann, hatte der Ärger Oberhand gewonnen. »Du hast bewiesen, daß du nicht würdig bist in der Kirche . . . und in meinem Haus zu bleiben. Bitte gehe so bald wie möglich!«

Die Echos aus der Vergangenheit wurden lauter, bis Paul meinte, sein Kopf müßte zerspringen durch diesen unharmonischen Klang.

## 6. Niemals! Niemals!

Nachdem er in das Haus eines Mr. Daniel in Madras gebracht worden war, wurde es Paul bald klar, daß es sich hier um einen anderen außergewöhnlichen Mann handelte, den Gott mit Absicht in sein Leben gebracht hatte. Mr. Daniel hatte jahrelang mit der Studentenmission gearbeitet, indem er an vielen Universitäten Versammlungen gehalten hatte. Dann hatte er die »Evangelische Gesellschaft für Laien« gegründet, um solche Studenten, die gerade ihr Staatsexamen abgelegt hatten, weiter in Gottes Wort auszubilden und ihnen zu helfen, daß sie Schlüsselpositionen in der Wirtschaft und der Regierung erhielten. Er lebte aus Glauben und war ein Mann des Gebetes, der von Gott Wunder erwartete. Einige der wichtigsten geistlichen Grundsätze, die Paul schon begonnen hatte zu verstehen, wurden gefestigt und geklärt unter der Anleitung, die er von diesem gottesfürchtigen Mann erhielt. Mr. Daniel nahm junge Männer nur für sechs Monate auf, aber Paul lebte fast zwei Jahre in seinem Haus. Während dieser Zeit predigte er täglich in den Straßen von Madras und verteilte Johannesevangelien, indem er durch diese große Stadt zog.

Als er erfuhr, daß es in der Gegend von Anantapur, einer Bezirkshauptstadt in dem Zentrum von Süd-Indien, noch viele Dörfer gab, in denen Christus noch nie gepredigt worden war, verbrachte Paul dort von 1940 an viel Zeit. Manchmal reiste er allein, manchmal mit Agrippa und einem anderen jungen bekehrten Hindu, der Probuddas hieß und Paul wie ein eigener Bruder wurde. Oft predigte Paul in Kirchen, doch am allerliebsten bezeugte er Christus den Hindus auf den Straßen. Während seiner Reisen begegnete er manchmal Menschen, die von Dämonen besessen waren. Nachdem er in der Schrift gelesen hatte, daß Jesus Dämonen ausgetrieben hatte, begann er in Seinem Namen das gleiche zu tun.

In einem Dorf rief ihn die Frau des Pastors, um eine Hindufrau, die besessen war, zu befreien. Es handelte sich um eine einfache Tagelöhnerin. Als er dem Dämon befahl, sie zu verlassen, hielt sie

eine lange Verteidigungsrede in bestem Englisch, einer Sprache, die sie nicht kannte. Nachdem der Teufel ausgetrieben war, konnte die Frau wieder nur ihren eigenen Dialekt sprechen. Die Fähigkeit, in der Hypnose Sprachen zu sprechen, galt bei den Hindus als Beweis für die Reinkarnation. Man nahm dann an, daß die Sprache in einem früheren Leben gelernt worden war. Nachdem Paul Dämonen ausgetrieben hatte, wußte er, daß dies ein Betrug Satans war. Er lernte nun, daß der Kampf der Christen nicht gegen Fleisch und Blut war, sondern gegen die geistlichen Mächte des Bösen.

Die Ankunft von Bakt Singh stellte die Gemeinde in Madras auf den Kopf. Als Tausende ihrer Gemeindeglieder, die fast alle nur Namenchristen gewesen waren, sich durch seine Predigt bekehrten, wurden die Pastoren verstört und verboten Bakt Singh ihre Kanzeln. Also versammelten sich große Menschenmassen draußen, fast 12 000 bei einer Gelegenheit, um diesen Gottesmann predigen zu hören. Viele Schwerkranke wurden geheilt, als Bakt Singh für sie betete, sogar Taube und Stumme hörten und sprachen wieder. Pauls Herz war zutiefst berührt durch seine Predigt, und vom ersten Augenblick an, als sie sich kennenlernten, bestand eine enge Verbindung zwischen diesen beiden ehemaligen Hindus. Dadurch, daß Paul Bakt Singhs Predigten in die Telugusprache übersetzte, lernte Paul viel.

Hier war wieder ein Mann des Glaubens und Gebetes, der Gott in jeder Hinsicht vertraute. Paul wurde durch sein Leben und Lehren tief beeinflusst, und für eine Zeit lebte er in Jehovah Shainah, einem Haus auf einem Grundstück, das Bakt Singhs Mitarbeiter in Madras gekauft hatten. Ständig wurden dort Versammlungen abgehalten, und Menschenansammlungen von 4000 bis 5000 waren auf dem offenen Feld in der Nähe des Hauses nicht selten.

Während Paul in Jehovah Shainah lebte, lernte er Dr. Raju kennen, einen ehemaligen Arzt, der Evangelist geworden war. Dr. Raju sollte umfassenden Einfluß auf sein zukünftiges Leben haben.

Da Dr. Raju auch Telugu sprach, fühlten er und Paul sich

natürlich gleich zueinander hingezogen. Bald wurden sie enge Freunde. Infolgedessen lud Dr. Raju Paul in die Brüdergemeinde nach Narsapur ein, etwa 200 Meilen nördlich von Madras, um dort zu predigen. Dr. Raju war dort Gemeindeältester, und es dauerte nicht lange, bis Paul dort regelmäßig predigte, und jedes Mal wohnte er bei der Familie Raju.

Doch den größten geistlichen Einfluß auf Paul hatte Sila Fox, ein kanadischer Missionar, der einige Jahre zuvor nach Indien gekommen war. Unter den Hindus war Fox als der »weiße Brahmane« bekannt. Als Paul ihn kennenlernte, war er etwa 60 Jahre alt, sah jedoch viel jünger aus. Dieser in mancher Hinsicht unvergeßliche Mann stand morgens um 4.30 Uhr auf für seine Morgengymnastik, für Gebet und Bibelstudium, und oft stand er auf dem Kopf, weil er sagte, das regte seine Blutzirkulation im Gehirn an. Ob das nun das Geheimnis war oder nicht, er sprach jedenfalls sechs oder sieben indische Sprachen, einschließlich Hindi und Sanskrit, und er sprach sie besser als diejenigen, die sie als ihre Muttersprache gelernt hatten. Das allein genügte für die Inder, sich um ihn zu versammeln und ihm zuzuhören – aber er besaß die gleiche Kraft des Heiligen Geistes, die auch das Predigen seines Freundes Agrippa auszeichnete. Wo immer er hinging, versammelten sich Menschenmassen. Dieser Gottesmann, der so viele Jahrzehnte seines Lebens für Indien hingab, war sehr an Paul interessiert. Während der nächsten sechs Jahre verbrachte er viele Stunden damit, ihm die Schrift zu erklären. Sie saßen Tag für Tag zusammen, wann immer sie sich trafen, und das ging oft über Wochen.

Manchmal reiste Paul als Diakon mit Fox und Agrippa von Dorf zu Dorf – ab und zu begleitet von Dr. Raju. Etwa fünf Jahre, nachdem Paul von der Tür seines Großvaters abgewiesen worden war, hatte er die große Freude, mit diesen drei Männern nach Proddutar zurückzukehren, um das Evangelium zu predigen. Eine Woche lang hielten sie jeden Abend eine Freiversammlung im Stadtzentrum vor dem Ramatempel. Das Volk füllte den Tempelgang und die Straße und überflutete die Stufen zu Jaagees Bruders Geschäft und die Eintrittshalle zu einem großen Muslim-

laden. Bevor der »weiße Brahmane« die Hauptansprache des Abends hielt, erzählte je ein gläubig gewordener Hindu jeder einzelnen Kaste – Brahmane, Kshatriya, Vaishya, Shudra –, wie er dazu gekommen war, dem Herrn Jesus Christus nachzufolgen. Paul vertrat die Vaishya, die vorherrschende Kaste in Proddutar. Die Stadt war voll mit seinen Verwandten, und alle waren ihm feindlich gesonnen, außer einem Vetter, der ihm die Neuigkeiten der Familie erzählte. Paul hatte nie etwas von ihnen gehört, obgleich er weiterhin regelmäßig geschrieben und sie angefleht hatte, Christus anzunehmen. Wie sein Vetter sagte, ging es seiner Mutter und dem Vater gut; ebenso seinen Onkeln, aber Jaigee war sehr schwach und konnte nicht damit rechnen, daß sie noch lange lebte. Das Geschäft ging nicht so gut wie früher. Das ganze Vaishya-Dorf, in dem Paul aufgewachsen war, erlebte schwere Zeiten. Nur die Christen im Dorf der Unberührbaren schienen zu gedeihen.

In dieser Stadt, die ihn einst als Ausschweifenden und Versager in der Schule gesehen hatte, ging Paul nun täglich von Tür zu Tür und lud die Leute zu den Abendversammlungen ein. Dabei erzählte er allen von dem Sieg, den er in Christus gefunden hatte. Eine Anzahl Hindus nahmen Christus während dieser Woche an, einer von ihnen war einer von Pauls Vettern. Bei seiner Taufe wünschte er auch den Namen »Paul«. Er wurde solch ein froher Mensch, nachdem er Christus angenommen hatte, daß alle anfangen, ihn »Happy Paul« zu nennen, und den Namen behielt er. Er wurde auch ein reisender Evangelist.

Immer, wenn Paul nach Narsapur zum Predigen kam, wohnte er bei der Familie Raju. Die älteste Tochter, Devi, ein hübsches und geistliches Mädchen, hatte von Anfang an sein Interesse geweckt. Weil sie eine ausgezeichnete Schreiberin war und die Grammatik gut beherrschte, im Gegensatz zu Paul, der keinen Oberschulabschluß hatte, schrieb Devi viele Briefe für ihn. Er hatte eine Menge Post zu beantworten, weil er inzwischen Briefe aus ganz Indien erhielt. Dies war ihr einziger Kontakt, denn es wäre sehr ungehörig gewesen für einen unverheirateten Mann und eine Frau, sich allein zu unterhalten. Während er diesem schüch-

ternen und ordentlichen Mädchen seine Briefe diktierte und ihre zögernden und sanften Fragen beantwortete, wenn die Bedeutung nicht klar war, und während sie seine Briefe ausgezeichnet schrieb, begann er Devi zu bewundern.

Seit einiger Zeit war es Paul klar geworden, daß er zur Hilfe in seinem Dienst eine Ehefrau brauchte. Es gab viele Frauen, auch einige unverheiratete, die nach seinen Versammlungen zur Aussprache nach vorne kamen. Und es war schwierig für ihn, ihnen zu helfen, weil die Sitten so strikt gegen das Gespräch zwischen unverheirateten Männern und Frauen war. Während Paul über dieser Angelegenheit betete, wurde er überzeugt, daß der Herr Devi Raju zu seiner Frau ausgewählt hatte. Aber sie kam aus einer wohlhabenden Familie. Ihr Vater besaß Land, und ihre Mutter betrieb ein einträgliches Spitzengeschäft, und alle ihre Verwandten waren sehr wohlhabend. Er hatte keinen Beruf, kein Gehalt und keinen Besitz – nichts was üblicherweise ein Mann den Eltern eines solchen Mädchens vorweisen mußte. Trotzdem wagte er es eines Tages, an Dr. Raju heranzutreten wegen der Heirat mit Devi. Jede Besprechung, die die Ehe betraf, hätte durch Pauls Eltern geleitet werden sollen, aber das war unmöglich. Dr. Raju hörte ruhig zu und sagte Paul, daß die Familie darüber beten und ihm Nachricht geben würde.

Paul ließ diese wichtige Angelegenheit in Gottes Händen und reiste nach Bellary, wo er eine Reihe von Versammlungen hielt.

»Ist dir Paul Gupta aufgefallen?« So fragte Devis Großmutter Devi eines Nachmittags, als sie zusammen auf der hinteren Veranda saßen. Die Luft war erfüllt vom Duft der Rosen, Lilien und vom Jasmin, der überreich im gegenüberliegenden Garten blühte.

»Er ist mir aufgefallen«, sagte Devi in gleichgültigem Tonfall und schlug die Blicke nieder. »Es läßt sich nicht vermeiden bei dem Stapel Briefe, die ich jedesmal für ihn erledige, wenn er einige Tage bei uns wohnt!«

»Er ist ein guter Prediger«, fuhr ihre Großmutter fort.

»Das habe ich oft sagen hören.«

»Und was denkst du darüber?«

»Gott hat zu mir geredet, als er in unserer Kapelle predigte.«

»Er ist zu deinem Vater gekommen, weil er dich heiraten möchte . . .«

Mit blitzenden Augen sprang Devi auf und sah ihre Großmutter an. Erstaunen, Ablehnung und Bestürzung waren in ihrem Gesicht zu lesen. Indem sie sich bezwang und eine Entschuldigung murmelte, setzte sie sich wieder hin.

»Nun«, bestand die Großmutter weiter, »wärs du einverstanden?«

Funken sprühten aus Devis Augen: »Niemals!«

»Aber er ist ein gottesfürchtiger Mann!«

»Er hat nichts – kein Land, kein Gehalt, keinen Besitz . . .«

»Aber er wandelt mit dem Herrn. Das weiß ich«, sagte die Großmutter.

»Dies ist nicht das einzige, was ein Mädchen von einem Mann erwartet!«

»Es gibt nicht viele Christen aus hohen Kasten – sie sind fast alle Unberührbare!«

Devi warf den Kopf zurück. »Fast – aber nicht alle!«

»Dir sind andere Anträge gemacht worden, mit denen dein Vater nicht einverstanden war. Wen willst du denn heiraten?«

»Darüber habe ich noch nicht nachgedacht«, sagte Devi in abwehrendem Tonfall. »Ich bin noch zu jung!«

»Du bist achtzehn. Viele Mädchen werden viel jünger versprochen. Wir beten über Pauls Antrag und wollten deine Reaktion wissen!«

»Ich brauche nicht seinetwegen zu beten!« sagte Devi. Sie war den Tränen jetzt nahe. »Er hat so wenig Ausbildung und wurde von der Schule verwiesen, wie ich gehört habe, und auch aus seinem Elternhaus . . .«

»So ging es mir auch!« warf ihre Großmutter schnell ein. »Du kennst die Geschichte gut, wie ich flüchten mußte, um mein Leben zu retten. Und mein Mann ebenso, der jetzt beim Herrn ist. Und deine anderen Großeltern genauso. Das kannst du einem Mann nicht vorhalten. Das ist etwas, wofür der Herr ihn belohnen wird.«

Nun wischte Devi sich die Augen mit einem Zipfel ihres Saris. »Bitte, rede nicht mehr von ihm! Ich könnte es nicht ertragen, solch einen Mann zu heiraten!« Sie unterdrückte ihr Schluchzen und rannte in das Haus, warf sich auf ihr Bett und weinte dort lange still vor sich hin.

Sie kannte genau die unumstößliche Sitte, daß ein Mädchen und ein Junge im heiratsfähigen Alter sich dem beugen mußten, was ihre Eltern für sie beschlossen. Aber sie wurde um ihre Meinung gefragt, und sie hatte Grund zu hoffen, daß man sie nicht gegen ihren Willen zwingen würde. Es gab so viele andere passende junge Männer, deren Eltern gerne eine Absprache mit ihr herbeiführen würden. Warum zogen ihre Eltern diesen mittellosen Prediger vor? Er entsprach ganz und gar nicht dem Ideal, das sie und ihre Mutter sich so oft vorgestellt hatten. War sie nicht ihren Eltern eine gute Tochter gewesen? War sie nicht mehr wert als so etwas? Niemals würde sie solch einen Mann heiraten!

»Nie!« redete sie sich unter Schluchzen ein. »Niemals! Niemals!«

## 7. Ein Lebensgefährte, von Gott erwählt

Das Raju-Haus war groß genug, um ein eigenes Krankenzimmer zu haben mit einem breiten Fenster, das auf den Garten hinaus sah. Von neugierigen Augen war es durch die hohe breite Ziegelsteinmauer geschützt, die um das ganze Anwesen lief. Devi lag in dem Bett nahe beim Fenster. Ermattet nahm sie den Duft der Rosen und Lilien wahr, der von der heißen Luft dieses Nachmittags in den Raum getragen wurde. Der Wind war noch schwer von der Feuchtigkeit, die ein vorübergegangenes Gewitter gebracht hatte. Das stete Tropfen vom Dach und das regelmäßige Hacken eines Tagelöhners zwischen den langen Reihen junger Knoblauchpflänzchen und Wachsbohnen zeigten, wie die Zeit verfloß, gerade wie das Ticken einer Uhr. Die Natur und die Menschen ließen in ganz Indien ihren immer wiederkehrenden Zeitlauf über sich ergehen trotz Krankheit und Hungersnot.

Hunger hatte Devi nie kennengelernt. Doch der Typhus, der sie einige Tage nach der Frage der Großmutter befallen hatte, brachte sie an den Rand des Todes. Nur das ärztliche Können ihres Vaters und seine verzweifelten Anstrengungen sowie das ernsthafte Gebet hatten sie noch soeben davor zurückgehalten. Drei Wochen lang hatte ein verzehrendes Fieber erbarmungslos in ihrem Körper gewütet und sie schwach und abgezehrt zurückgelassen. Heute war sie zum ersten Mal fähig, ihre Gedanken auf das Problem zu konzentrieren, das sie drei Wochen lang wie ein Alptraum verfolgt hatte. Ihr Vater meinte, es würde noch einmal zwei Monate dauern, bevor sie – mit Gottes Hilfe – Kraft genug haben würde, im Hof spazieren zu gehen und ihr langes, rabenschwarzes Haar selbst zu kämmen. Alle achtzehn Jahre ihres Lebens hatte sie in diesem Haus zugebracht, und sie liebte es. Jeder Riß in den getünchten Wänden und in den offenen Ziegeln des Daches war ihr so vertraut wie der Geschmack der dicken, süßen Milch, die von den beiden Büffeln kam, die sie an den hölzernen Riegeln im Stall hinter dem Garten rütteln hörte. Sie dachte an andere Krankheiten, die sie während ihrer Kindheit in

diesem Raum erlebt hatte. Jetzt wunderte sie sich, daß die Schmerzen jenes vergangenen Fiebers verwandelt wurden in eine Nostalgie glücklicher Erinnerungen, angesichts der Gedanken, die ihr Herz quälten im Hinblick auf eine Heirat, die ihr bevorstand. Jawohl, sie war wirklich noch zu jung, um aus diesem geliebten Heim hinauszugehen. Sie wollte daran festhalten.

Die vertrauten Geräusche des Haushalts und der aromatische Duft des Essens überkamen sie mit dem bittersüßen Bewußtsein, daß die Vergangenheit in die Zukunft verschmolz. Sie war etwa acht Jahre alt gewesen, damals ein schmuckes, aber zartes Kind, das gerne spielte und niemals aus dem Haus trat ohne eine Blume in ihrem glatt gekämmten Haar, als ihre Eltern ihr Leben dem Herrn übergeben hatten. Da hatte ihr Vater auch die Praxis aufgegeben, um das Evangelium zu predigen. Zuerst hatte sie die Veränderung bedauert, die diese Entscheidung hervorrief. Nun mußten sie um 4,30 Uhr aufstehen zur Familienandacht und zum gemeinsamen Gebet, das von ihrem Vater eifrig geleitet wurde. Danach verbrachte jedes Glied des Haushalts noch eine zusätzliche Zeit »allein mit dem Herrn« vor dem Frühstück. Wenn ihr Vater unterwegs war zum Predigen – was sehr bald des öfteren vorkam –, dann leitete ihre Mutter die Familienandacht und lehrte die Kinder aus der Bibel.

Sie erinnerte sich sehr gut an den Sonntagnachmittag, als sie ihr Leben Christus übergeben hatte. Sie war damals erst zehn gewesen. Mit ihren Brüdern zusammen hatte sie auf dem Fußboden gesessen und war sonderbar bewegt gewesen, als ihre Mutter ihnen vom Wiederkommen Christi erzählt hatte. Devi hatte vorher öfter zu ihren Eltern gesagt, daß sie auch gerne im Himmel sein möchte, aber daß sie warten wollte, bis sie im Sterben lag, bevor sie Christus dann im letzten Augenblick annehmen wollte. Nun warnte ihre Mutter die Kinder, daß Christus jederzeit zurückkommen konnte und auch dann, wenn niemand ihn erwartete. Im selben Augenblick würden alle, die ihm gehörten, von dieser Erde weggenommen werden. Wer ihn abgelehnt hatte, würde zurückbleiben zum Gericht. Da würde keine Zeit mehr sein, ihn im letzten Augenblick anzunehmen – alles würde zu

schnell geschehen. Den ganzen Nachmittag hatte die Bitte ihrer Mutter, Christus jetzt anzunehmen, bevor es zu spät war, in ihren Ohren geklungen. Aber Devi hatte sich widersetzt. Sie wollte ein Leben voll Spaß und Freude haben, nicht eins der Selbstverleugnung in der Nachfolge Christi.

Als an dem Abend ihr Vater zurückgekommen war, hatte er wieder mit der Familie die Bibel gelesen – einen Abschnitt aus Jesaja, wo vom Tausendjährigen Reich die Rede ist. »Es ist mein größtes Leid«, so hatte er gesagt, und es hatte ungewöhnlich ernst geklungen, »daran zu denken, daß eure Mutter und ich in der Gegenwart des Herrn sein werden und dort Frieden und Freude genießen werden und vielleicht werden einige unserer Kinder nicht bei uns sein.«

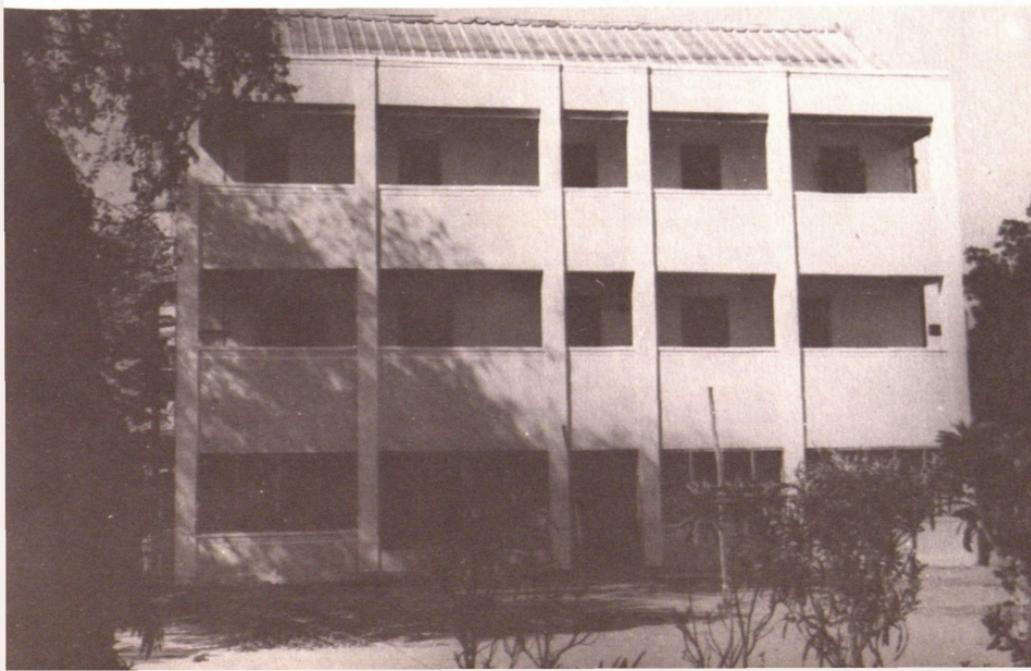
Der Heilige Geist hatte wieder um Devi geworben. Vielleicht war es mehr aus Liebe zu ihren Eltern geschehen, weil sie wünschte, bei ihnen zu sein, als aus dem Wunsch, Jesus nachzufolgen – aber auf ihre kindliche Art hatte sie Christus gebeten, ihr Herr und Erretter zu sein. Die folgenden Jahre hatten Reife und tieferes Verständnis dieses einfachen Glaubensschrittes gebracht. Aber in ihrem jungen Herzen war es auch damals ganz ernst gewesen und hatte ihren Eltern Freude gemacht. Devis Mutter leitete ein Spitzengeschäft, in dem sie Wiederverkäufer mit feinen Handarbeiten versorgte. Hindufrauen kamen regelmäßig zu ihr, um Garn und Muster zum Häkeln in ihre eigenen Häuser zu holen. Kshatriya-Frauen verlassen ihre Wohnungen selten, denn sie werden vor fremden Augen fast so eifersüchtig geschützt wie die Muslimfrauen. Nachdem Devi den Erlöser kannte, drängte sie diese Frauen jedesmal, wenn sie zu ihrem Haus kamen, auch an Christus zu glauben. Sie lächelten sie dann an und sagten ihr, sie sei noch viel zu jung, um sich mit Religion zu befassen. »Unsere Götter sind gut zu uns, und dein Gott ist gut zu dir«, sagten sie dann, indem sie sie freundlich an sich drückten. Aber sie ließ sich nicht irre machen. Es kam niemand in Rajus Haus, ohne Devis kindlichen, aber überzeugenden Reden zuzuhören.

Das waren die Gedanken, die sie überfluteten, als sie jetzt dort lag und sich vom Typhus erholte . . . Erinnerungen an eine



Der alte Bungalow: Die Tür rechts führt zu dem Flügel, in dem Donald Fox mit seiner Familie wohnte. Später war hier die Bücherei untergebracht, jetzt die Buchhandlung. Den Rest des Hauses bewohnt die Familie Gupta.

*Unten:* Das alte Studentenwohnheim, das wir von der Strict Baptist-Mission kauften, wird heute nach seiner Renovierung und Erweiterung von Studenten in den ersten Semestern bewohnt.





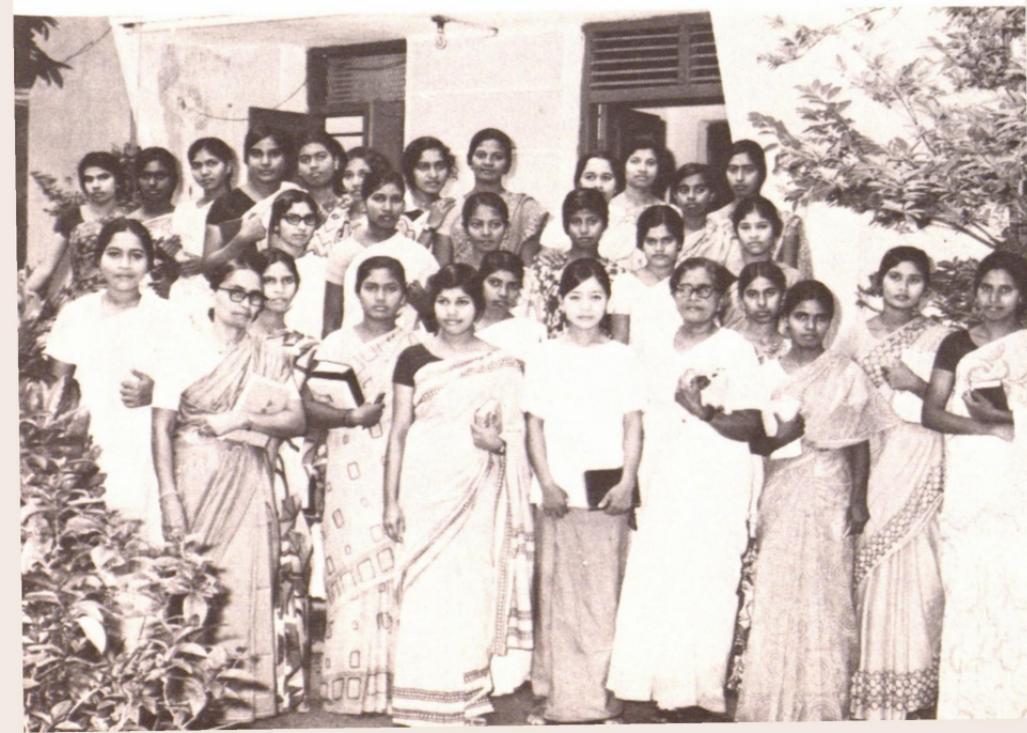
Eine typische Szene: Dorfbewohner hören der Evangeliumsverkündigung unserer Studenten zu. Diese jeden Nachmittag stattfindenden Freiversammlungen gehören zur praktischen Ausbildung.

*Links:* Das erste Gebäude. Es sollte nach Pauls Plänen eine strohgedeckte Hütte werden. Es enthält Klassenräume, die Bibliothek und das Tonstudio für Radiosendungen, auf die hier jährlich 40000 Briefe eingehen.



Speisesaal und Küchentrakt, 1962 gebaut, reichen aber für den gegenwärtigen Studienbetrieb nicht mehr aus.

*Unten:* Studentinnen vor dem Studentenheim 1974, das heute überbelegt ist und die Zahl der Studentinnen notwendig begrenzt.





Wohnheim für verheiratete Studenten.

*Unten:* Die Familie Gupta im Juli 1974. Stehend : Ruth, Bobby, Samuel, John mit seiner Frau Linda. Sitzend : Dolly, Dr. Gupta, Frau Devi Gupta mit Enkel Jonathan, Daniel.

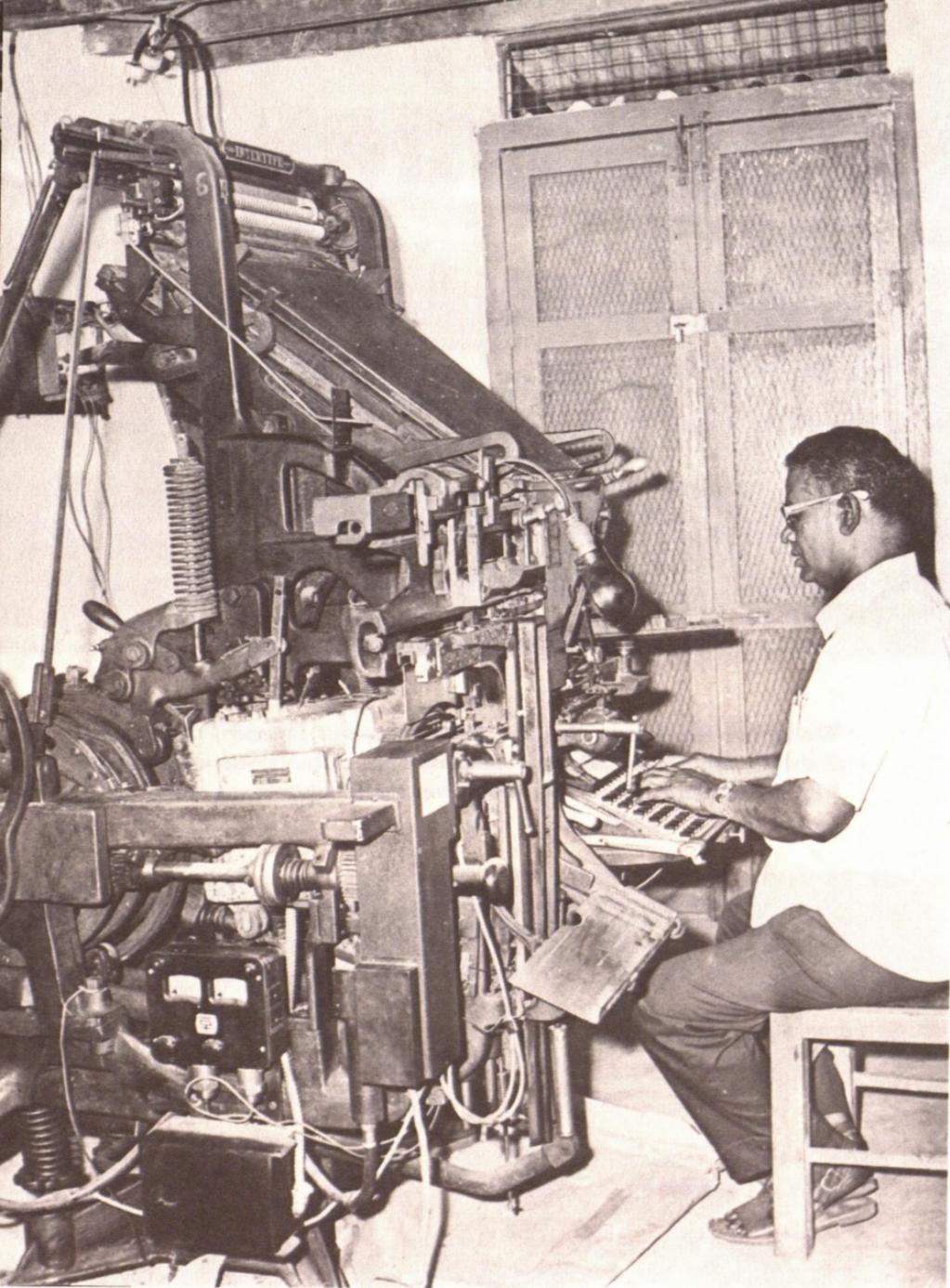




Wohnheim für Männer. Im Parterre (hinter den Bäumen) die Kapelle, links die Büros von Dekan und Präsident, der Verwaltung und die Registratur; im 2. Stock Krankenstation und Poliklinik.

*Unten:* In der Kapelle.





Diese Linotype-Setzmaschine hilft mit, daß Millionen christliche Schriften jährlich hergestellt und vertrieben werden können.



Paul predigt während einer Evangelisationsreise durch Kakinada im Dezember 1973 auf der Straße mit Hilfe eines Übersetzers, der das Mikrophon hält. Ganz rechts eine tragbare Orgel.

*Unten:* Die frisch Graduierten auf dem Weg zur Kapelle, links unten das Studentenwohnheim.



Jugendzeit, die angefüllt war mit der Freude, im Willen und im Dienst Gottes zu sein. Nun war diese Freude von ihr gewichen. Noch am Tag zuvor hatte ihre Großmutter Paul wieder erwähnt und sie ermahnt, für ihn zu beten, und sie hatte sich geweigert. Aber sie brachte es nicht fertig, die ruhigen Worte dieser sanften und frommen Frau aus ihrem Gedächtnis zu streichen. »Wir glauben alle, daß diese Ehe Gottes Wille ist«, hatte sie gesagt. Devi hatte gefühlt, wie eine böse Rebellion in ihr aufgekommen war und gleichzeitig das erschreckende Gefühl, daß sie mit dem Rücken an der Wand stand. Im Unterbewußtsein fühlte sie, daß es wirklich Gottes Wille war, und das quälte sie. So oft hatte sie anderen erzählt, daß sein Wille die beste Wahl für jedes Leben sei, weil Gott unfehlbar ist in Weisheit und Liebe. Und doch wollte sie sich nun dieser liebenden Weisheit nicht anvertrauen. Sie erschrak darüber, als es ihr klar wurde, daß sie Gottes Willen nicht wollte – nicht in dieser Angelegenheit –, und trotzdem weigerte sie sich, nachzugeben. Sie würde Paul Gupta nie heiraten! Wie konnten ihre Eltern nur an eine solche Verbindung denken! Das war ihrer Eltern und ihrer selbst unwürdig!

Den ganzen Tag über war es ihr, als hörte sie die Stimme Gottes sagen: »Du verwirfst mich, indem du den Mann verwirfst, den ich für dich auserwählt habe!« Es war unmöglich, dieser Stimme zu entgehen. Devis Kopf begann zu hämmern, bis sie glaubte, er würde vor Schmerz zerspringen. Zweimal erreichte der innere Kampf einen Höhepunkt mit dem: »Niemals!«, das sie innerlich mit aller Kraft schrie. Beim dritten Mal wurde ihr erschreckend klar, daß sie dieses »Niemals« zu Gott sagte, und sie wurde überwältigt. Sie lehnte nicht Paul Gupta ab, sondern leugnete die Herrschaft Christi, indem sie Ihm sagte, daß sie wenigstens in dieser Angelegenheit ihren eigenen Weg gehen wollte. War das nicht Torheit und Schande? Eine Rebellion wie diese würde Gott vom Thron reißen, indem sie dem Schöpfer versagte, sein eigenes Universum zu leiten. Sie war entsetzt über diese Sünde und weinte in Buße, indem sie sich der Weisheit und Liebe ihres himmlischen Vaters übergab. Das »Niemals« verwandelte sich in: »Ja, Herr, ich will deine Wahl für mein Leben annehmen!«

Das Heiratsaufgebot wurde in der Bethany-Kapelle der Brüdergemeinde in Narsapur, zu der die Rajus gehörten, mit gemischten Gefühlen aufgenommen. Die meisten Leute meinten, es sei eine gute Wahl. Letzten Endes war Paul ein Mann, der den Herrn liebte und der gelernt hatte, ihm zu vertrauen und nachzufolgen. Würde er kein guter Ehemann werden? Aber einige der engeren Freunde und Verwandten waren unwillig und ärgerlich. Devi heiratete unter ihrem Stand. Dieser junge Mann hatte nichts. Er behauptete, der Herr würde alle seine Not stillen – aber war das eine Lebensweise, besonders mit der Verantwortung für eine Familie?

Paul und Dr. Raju wünschten beide, daß Bakt Singh die Eheschließung vollziehen sollte, und ihr Brief an ihn brachte eine zusagende Antwort. Freunde und Verwandte waren unglücklich darüber, zu hören, daß Bakt Singh auf einer einfachen Hochzeit bestand. Kein teurer Sari für die Braut, nur einen einfachen Baumwollanzug für den Bräutigam, kein Schmuck oder Prunk. Dr. und Frau Raju waren auch nicht so glücklich darüber. Eine Hochzeit ist eine wichtige Angelegenheit, die man nur einmal im Leben feiert. Achtzehn Jahre lang hatten sie sich darauf gefreut, und Devi sollte das Allerbeste haben. Es war keine Sünde, schöne Kleider zu tragen. Das war nur eine Anerkennung der Feier.

Pauls Dienst hatte das Leben vieler Menschen beeinflußt. Als sie von der Hochzeit erfuhren, begannen Freunde, Paul mit Geschenken zu überschütten. Dabei war ein wunderschöner weißer Sari aus benarischer Seide, der viel zu teuer war, als daß Paul ihn hätte kaufen können. Er hatte ein schlechtes Gewissen, als er ihn annahm, besonders da er wußte, daß Bakt Singh den teuren Sari nicht erlauben würde. Trotzdem übergab er ihn Dr. Raju für seine Tochter – zusammen mit Gold, ebenso ein Geschenk eines Freundes, das zu einem »Thah« verarbeitet werden sollte. Ein Thah ist eine Halskette, die jeder Bräutigam seiner Braut anlegt als ein Symbol dafür, daß ihre Leben verbunden waren. Bakt Singh würde auch das nicht erlauben – ebensowenig wie der traditionelle marineblaue Anzug, den Paul auch geschenkt bekommen hatte. Wie hätten diese Geschenke vom Herrn kommen können, wenn sie sie nicht gebrauchen konnten?

Der Hochzeitstag kam näher, der 2. Mai 1946. Viele von Pauls Freunden waren zwei- bis dreihundert Meilen weit aus allen Richtungen herbeigekommen. Paul war bereit, einen einfachen weißen Baumwollanzug zu tragen und Devi einen einfachen Baumwollsari. Da kam ein Telegramm von Bakt Singh, das eröffnete, daß er plötzlich nach England gerufen worden sei und die Eheschließung nicht vollziehen konnte. Schnell wurden die Pläne geändert. Wenige Stunden später standen Paul in seinem marineblauen Anzug und Devi in ihrem weißen Sari aus benarischer Seide zusammen in der Bethany-Kapelle vor mehr als tausend Gästen, und dort wurden sie zum heiligen Ehestand vereinigt. Einige von Devis besten Freundinnen fehlten, denn unverheiratete Mädchen konnten an einer Hochzeit nicht teilnehmen. Einer ihrer Großonkel traute sie, und ein anderer Onkel und Agrippa hielten jeder eine Predigt. Dabei ermahnten sie die Braut und den Bräutigam, dem Herrn zu folgen, und riefen die vielen Hindu- und Muslimgäste auf, Christus anzunehmen. Da Devis Onkel von Anfang gegen diese Verbindung gewesen war, machte er allen Gästen klar, daß diese Ehe seinen Segen nicht hatte. »Heute lassen wir zwei Schiffe in See stechen«, so erklärte er bildlich, »ohne jeden Schutz im Sturm, und wir wissen nicht, wo sie in den Wellen zerschellen werden.« Er sah Devi in die Augen, als er das sagte, als ob er sie an seine Warnungen erinnern wollte, daß ihr Mann sie nicht versorgen würde.

Einen schlimmen Augenblick lang wankte ihr Glaube. Am liebsten wäre sie den Gang hinunter – zur Tür hinaus – und zurück in ihr Zimmer gelaufen, um wieder ein kleines Mädchen zu sein. Dann erinnerte sie sich daran, daß dies Gottes Wille war und sie in seiner Hand stand. Doch dadurch wurde die Verlegenheit nicht kleiner, die der Gedanke verursachte, daß viele von den Gästen vielleicht mit dem Onkel einer Meinung waren. Wie viele versteckten die gleichen Gedanken hinter einem höflichen Lächeln? Ein schneller Seitenblick auf Paul sagte ihr, daß er entweder die Bemerkung nicht gehört hatte, oder aber daß er immun war den Ansichten der Leute gegenüber, da er im Sinn hatte, allein Gott zu dienen. Sie mußte ihre Fingernägel in die Handflächen drücken

und auf ihre Lippen beißen, um die Tränen zurückzuhalten. Sie wollte keinesfalls, daß die Meinung anderer Leute sie unsicher machte oder ihr die Freude raubte, die die Gewißheit bringt, wenn man sich ganz dem Herrn und seinem Willen übergeben hat.

Agrippa predigte im Auftrag des Bräutigams. Für Devi war er ein Fremder. Seine Rede war viel ausdrucksvoller und überzeugender als die ihres Onkels, was den Aufruf an die Ungläubigen, die dort waren, betraf. Ausdrucksvoll war auch seine Beschreibung des Bräutigams als einen Mann Gottes, einen treuen Diener Jesu Christi, der wohl der Liebe und des Vertrauens der Braut würdig war. Nun mußte Devi sich wieder zusammenehmen, daß ihr Gesicht nicht von frohem Lachen überzogen wurde. Das schickte sich nicht für eine rechte Braut. Agrippa war jemand, der ihren Mann gut kannte, und der Gedanke tröstete sie.

Ihr Mann! Nun standen sie Arm in Arm, so wie sie es sich oft erträumt hatte. Sie sahen die Gäste an, die lächelten und aussahen, als ob sie ihres Onkels Befürchtungen nicht teilen würden. Da wußte Devi, daß sie sehr, sehr glücklich war. Sie gingen durch den Mittelgang als Mann und Frau. War es Wirklichkeit? Devis Lächeln brach durch wie aus einem Gefängnis, und ihre ausdrucksvollen Augen strahlten vor Glück, besonders, als die langen leuchtenden Blumengirlanden um ihren Hals gelegt wurden. Sie dufteten so lieblich wie die Blumen, die sie als Mädchen immer im Haar getragen hatte. Die Tage waren nun endgültig vorbei. Jetzt begann etwas Neues, und es schien fast unwirklich.

## 8. Triumph und Tragödie!

»Ich habe Freude, Freude, Freude, Freude  
in meinem Herzen, in meinem Herzen,  
in meinem Herzen!  
Ich habe Freude, Freude, Freude, Freude  
in meinem Herzen!  
Ehre sei dem Herrn!«

Durch Pauls und Devis lautes Singen hallten die Hügel jeden Nachmittag wider, als sie Hand in Hand auf den grünen bewaldeten Berg kletterten unterhalb von Mercara, einer schönen Stadt an der Südspitze Indiens. Nachdem sie auf der Spitze des Berges gebetet hatten, kehrten sie zurück und sangen Psalmen. Sie hofften, daß einige Worte davon im Herzen des Farmers hängen bleiben würden, der in dem Obstgarten arbeitete oder im Ochsenkarren vorbeifuhr, oder im Herzen der Tagelöhnerin, die versuchte, das schwere Bündel Holz auf dem Kopf mit einer Hand festzuhalten, während die andere Hand bemüht war, den verschlissenen, schmutzigen Sari aufzuheben, damit ihre nackten, schwieligen Füße nicht den Saum zertraten.

Pauls Reisen hatten ihn kürzlich hierher gebracht. Die örtliche Gemeinde bestand, wie so viele andere auch, meist aus Namenchristen, die wohl religiös waren, aber keine persönliche Verbindung zu Christus hatten. Paul hatte die Heilsbotschaft klar verkündigt, wie Pastor Josef es ihn gelehrt hatte. Die Folge davon war gewesen, daß viele langjährige Gemeindeglieder, sogar die Tochter des Pfarrers nach vorne gekommen waren und mit Tränen in ihren Augen Christus in ihr Leben aufnahmen. Das hatte eine große Umwandlung in dieser Kirche verursacht.

Paul war eingeladen worden, mit seiner jungen Frau einen Monat in dem kühlen Bergklima zu verbringen. Der örtliche Bankdirektor, Herr Amana, der auch durch Pauls Predigten Christ geworden war, hatte dafür gesorgt, daß sie in einem großen und bequemen Missionsbungalow, der gerade leer stand, wohnen

konnten. Zweimal am Tag brachte er ihnen eine dampfende Mahlzeit, die seine Mutter zubereitet hatte.

Paul war ein Mann mit festen Überzeugungen, und er wurde bestimmt von dem Verlangen, Indien für Christus zu gewinnen. Devi bewunderte diese Leidenschaft für verlorene Seelen in ihm – aber sie fürchtete sich auch davor. Obgleich sie sich Gottes Willen ganz hingeeben hatte, wurde sie doch zuweilen von Zweifeln befallen. Wenn ihr Mann dauernd draußen auf den Straßen war und in ganz Indien predigte – welche Art Heim konnten sie dann haben? Würden sie wie Nomaden leben, die dauernd von einem Ort zum anderen zogen? Trotz dieser wiederholten Befürchtungen war sie glücklich. Als sie sah, wie Gott Paul im Leben anderer Menschen brauchte, wuchs ihre Achtung für ihn. Und als sie erfuhr, wie zärtlich er um sie besorgt war, wurde in ihrem eigenen Herzen die Liebe wach.

Außer den Predigten, die Paul jeden Abend hielt, besuchte er tagsüber die Neubekehrten und unterrichtete in Bibelklassen. Trotzdem konnten er und Devi noch viel Zeit auf ihren Knien Seite an Seite im Gebet zubringen. Gibt es einen besseren Weg, einander kennenzulernen, als die Herzen gemeinsam vor dem Herrn auszuschütten? Es gab viele Gebetsanliegen. Das Wichtigste war jedoch, darum zu bitten, daß Gott ihnen als Mann und Frau offenbaren möchte, wie sie das Evangelium über dieses riesige Land ausbreiten könnten, dessen Bewohner ein Fünftel der Weltbevölkerung ausmachten. Die Verlorenen in ganz Indien lagen Paul Tag und Nacht am Herzen.

Paul und Devi beteten ernsthaft für die verlorenen Seelen. Zur gleichen Zeit wurde über die politische Zukunft der 400 Millionen Einwohner Indiens im Parlament diskutiert. In Nr. 10 der Downing Street in London wurden sie verschachert, von Truppenbewegungen und Gegenmanövern politischer Fraktionen verraten. Und endlich würde diese Zukunft durch aufrührerische Volksmengen der Hindus und Muslim entschieden werden, die sich gegenseitig in den Straßen von Kalkutta, Bombay, Delhi und in bisher unbekanntem Dörfern wie etwa Srirampur abschlachteten. Ein winziger und häßlicher Mann, von dem wegen der vielen

Hungerstreiks fast nichts als Haut und Knochen übrig war, hatte die Macht des mächtigsten Reiches der Welt gebrochen. Mit seinen Aufrufen zum passiven Widerstand hatte Mohandas Karamchand Gandhi keinen geringeren Führer als Winston Churchill gezwungen, gegen seine eigenen Reden zu handeln. Gandhi wurde von seinen Gegnern als ein sonderbarer, weichlicher politischer Opportunist angesehen, aber er war bekannt als Mahatma – »die große Seele« – und wurde von Millionen fanatisch ergebener Nachfolger als ein Heiliger verehrt. Das, wovon Churchill geschworen hatte, was niemals aufgegeben würde, wurde nun tatsächlich aufgegeben. Die britische Regierung in Indien – fast drei Jahrhunderte alt – nahm ein Ende. Soviel war sicher. Wann, wie und was es kosten würde an Blutvergießen, waren die Fragen, die noch offen blieben. »Unabhängigkeit« war ein Wort in aller Herzen und Mund, ein Schlagwort für Verleger und politische Führer, ein Slogan, der sogar den letzten Kuli mit unbegründeten Hoffnungen erfüllte und der dann für Zehntausende von ihnen in einem gewaltsamen, plötzlichen Tod enden würde.

Obwohl Paul viel zu beschäftigt war mit seinen Bemühungen um die geistliche Zukunft Indiens, um die Entfaltung des politischen Dramas für Indiens Zukunft zu verfolgen, war er doch nicht blind dafür, was »Unabhängigkeit« letzten Endes für die indische Kirche bedeuten würde, wenn sie unaufhaltsam kam. Diese Überlegungen waren seit einigen Monaten eine schwere Last für ihn gewesen. Im Geist malte er ein Bild, das ihm wie ein wilder Traum erschien. Vorsichtig begann er, es Devi mitzuteilen, während sie gemeinsam um Gottes Führung baten.

»Die Leere dieses großen Bungalows redet zu mir wie die Stimme eines Propheten«, bemerkte Paul an einem Nachmittag, als sie weggingen, um den Berg zum Gebet zu ersteigen. »Die fremden Missionare, die ihn gebaut haben, sind schon weg. Sogar schon vor der Unabhängigkeit. Warte ab! Bald werden Missionare nicht mehr beliebt sein!«

Als sie an jenem Tag Hand in Hand den Berg erstiegen, unterhielten sie sich darüber, was das für die Christenheit in Indien zu bedeuten habe. Die große Versuchung war, den

Gedanken als etwas beiseite zu legen, was nie geschehen könnte.

»Indien wird neue Missionare brauchen anstelle der alten«, schlug Paul gedankenverloren vor. »Inder statt Fremde, die willig sind, das Evangelium ihren eigenen Leuten in jedes Dorf zu bringen!«

»Sie müssen ausgebildet werden!« sagte Devi ernsthaft.

»Das wird schwierig sein«, seufzte Paul. Er schritt still neben ihr her und war für eine Weile in Gedanken verloren. Endlich sprach er, und in seiner Stimme lag eine Trauer, die sie vorher nie gekannt hatte. »Gott hat meinen Dienst gesegnet. Aber wie viele von denen, die ich für Christus gewonnen habe, predigen jetzt das Evangelium? Diese Frage beschämt mich, denn ich weiß die traurige Antwort.«

»Das liegt nicht an dir. Vielleicht hat Gott sie nicht zu Predigern berufen!«

»Keinen von ihnen?«

Sie kamen auf der Spitze des Berges an und standen zusammen und beobachteten die Wolken, wie sie von der Küste herübertrieben. Plötzlich wandte Paul sich zu Devi um, in seinen Augen lag ein entschiedener, fast feuriger Ausdruck. »Gott sagt mir etwas, was ich schlecht verstehen kann – daß ich eine Bibelschule gründen soll, wo unsere eigenen Leute ausgebildet werden können, um Indien für Christus zu gewinnen.«

An jenem Tag beteten sie darüber. Aber der Gedanke schien ihm unwahrscheinlich, überheblich und undurchführbar. Paul erwähnte ihn nie wieder, während sie in Murara waren. Aber er konnte die Überzeugung nicht abschütteln, und das beunruhigte ihn zunehmend.

Es war ein trauriger, aber spannender Tag, als sie Murara verließen, um zum Hauptbahnhof in Mysore zu fahren. Da sie noch nicht sicher wußten, wohin Gott sie führen würde, hatten sie Devis Eltern in Narsapur, 500 Meilen nördlich der Bucht von Bengal, versprochen, einige Tage bei ihnen zu verleben. Es wäre undenkbar gewesen, mit ihrem Mann über finanzielle Angelegenheiten zu sprechen, darum wußte Devi auch nicht, daß Paul nur noch ein wenig Kleingeld übrig hatte, nachdem er die Fahrkarten

für den Nachtzug nach Bangalore gekauft hatte – und dabei fehlten noch 350 Meilen bis Narsapur!

Als sie neben Paul saß, schlief Devi unruhig. An jedem Bahnhof wachte sie auf. Sie dachte etwas furchtsam, ob diese lange Bahnfahrt wohl ein Vorbild sein könnte für das Zigeunerleben, das sie zusammen verbringen würden. Mit den ersten Strahlen der Dämmerung war ihr Schlaf ganz vergangen. Aufs neue wurde sie beunruhigt, als sie gelangweilt die eintönige Landschaft vorbeigleiten sah, die der Monsun-Regen überflutet hatte. Mit Paul war nicht zu reden. Er war scheinbar tief in Gedanken versunken oder betete still, wie Devi annahm. Er machte auch keine Anstalten, Essen zu kaufen, als der Zug ab und zu bei einer Stadt hielt. Als der Morgen verging, wurde Devi immer hungriger, aber sie sagte nichts. Es war nicht ihre Sache, Wünsche zu äußern. Ihr Mann mußte wissen, was sie brauchte, und entsprechend für sie sorgen. Sie hatte noch immer große Ehrfurcht vor ihm. Er war ein Mann, und sie war ihr Leben lang vor Männern geschützt aufgewachsen. So war es immer noch sonderbar, Tag und Nacht mit einem Mann zu leben.

Endlich, mitten am Vormittag, kamen sie in Bangalore an. Sie trugen ihr Gepäck aus dem Zug, und Paul ging voraus zu dem halbvollen Wartesaal. Innerlich betete er um Führung.

»Was kann ich dir zum Frühstück holen?« fragte er Devi, als sie sich müde neben dem Gepäck niedergelassen hatten. »Nur für mich?« Devi merkte, daß etwas nicht stimmte. Hatte sie ihn beleidigt? Sie überdachte den Morgen, die vergangene Nacht.

»Devi . . .« begann Paul zögernd. Nun mußte er ihr die Wahrheit sagen. »Ich wollte dich nicht beunruhigen. Drum sagte ich nichts. Aber unsere Fahrkarten gehen nicht weiter, und ich habe kein Geld mehr. Nur gerade genug, um dir das Frühstück zu kaufen.« Nun war es heraus. Er sah sie mitleidig an. Ihre Lippen zitterten.

»Kein Geld?« fragte sie schwach und drehte das lose Ende ihres Saris nervös zwischen den Fingern. In ihren Augen war Schrecken und Unglauben geschrieben. »Gar keins?«

»Das ist nicht außergewöhnlich«, sagte Paul ruhig. »Aber der

Herr versorgt uns immer!« Er legte seinen Arm sanft um ihre Schultern, doch sie wandte sich ab.

Ihr Körper schüttelte sich von unterdrücktem Schluchzen. Dies war genau das, was sie befürchtet hatte! »Wenn du es mir nur gesagt hättest! Ich hätte meinen Vater um Geld bitten können! Wie werden wir nur nach Narsapur kommen oder irgendwo anders hin?« Die Worte brachen aus ihr heraus wie Wasser aus einem geborstenen Damm. Sie weinte jetzt laut, obwohl sie versuchte, es zu unterdrücken.

»Wir würden deinen Vater ruinieren, wenn er uns unterhalten sollte – und wir brauchen ihn nicht!« antwortete Paul. »Mein himmlischer Vater hat mich noch nie enttäuscht . . .«

»Vielleicht könntest du in der Stadt einige Versammlungen halten . . .« sagte Devi unsicher und wischte ihre Tränen ab. »Aber was kann Gott auf einem Bahnhof tun?«

»Wir wollen sehen!« sagte Paul mit der typischen Einfalt, die sein Vertrauen in Gott widerspiegelte, das er gelernt und gelebt hatte. »Wir werden ihn fragen!« Als er neben der Bank niederkniete, winkte er Devi, es auch zu tun. »Herr, du weißt, was wir brauchen«, begann er mit lauter Stimme. »Wir vertrauen dem lebendigen Gott . . .« So betete er weiter, ohne sich von den neugierigen Blicken stören zu lassen.

Ein Armeeeoffizier in Uniform sah Paul an, als könnte er seinen Augen nicht trauen. Er trat mit ausgestreckter Hand vor und lachte herzlich, als Paul aufstand. »Bruder Gupta!« rief er freundlich. »Ich hatte nicht damit gerechnet, Sie hier zu sehen. Welch angenehme Überraschung! Und das muß Ihre Frau sein!«

»Ja«, antwortete Paul zögernd. Die Stimme kam ihm bekannt vor, aber er konnte das Gesicht nicht unterbringen. Dann erinnerte er sich. Natürlich! Dr. Kotalinga! »Ich habe Sie noch nie in Uniform gesehen!« rief er. »Kein Wunder, daß ich Sie nicht erkannte.« Zu Devi gewandt sagte er: »Das ist Dr. Kotalinga. Ich habe oft in Secunderabad bei ihm gewohnt.«

»Meine Frau wird sich freuen«, sagte der Kapitän. Er lief hinaus auf den Bahnsteig und kam mit einer kräftigen, netten Frau in buntem Sari zurück. Sie versuchte, mit ihm Schritt zu halten.

»Ich freue mich so, daß ich Sie kennenlerne«, rief Frau Kotalinga Devi zu. »Mein Mann und ich wären so gerne zu Ihrer Hochzeit gekommen, aber wir sind beide Truppenärzte, und es paßte nicht in unseren Dienstplan. Wie herrlich, Sie hier zu treffen! Wir kamen gerade, um einige Offiziere abzuholen. Da kommt ihr Zug!«

Devi lachte nun, nachdem sie etwas von ihrer Schüchternheit verloren hatte. Sie war durch die lebhaftere Freundlichkeit dieses Ehepaares geschmolzen. »Ich freue mich sehr, daß ich sie kennenlerne«, antwortete sie. »Mein Mann hat mir von Ihnen erzählt. Sie sind sehr freundlich zu ihm gewesen!«

»Es tut mir leid, daß wir so schnell fort müssen.« Sie durchsuchte ihre Handtasche und zog einen Briefumschlag heraus. »Das trage ich nun schon wochenlang mit mir herum. Ich wußte nicht, wohin ich es senden sollte.« Sie gab ihn Devi. »Es ist Ihr Hochzeitsgeschenk. Es tut mir so leid, daß wir nicht da sein konnten!«

»Oh, danke!« sagte Devi und nahm den Umschlag dankbar an.

Nach einem raschen Abschied liefen die Kotalingas zurück zum Bahnsteig. Paul und Devi standen da und starrten sich mit offenem Mund an. Es war, als hätten zwei Engel sie gerade besucht.

Mit zitternden Fingern riß Devi den Umschlag auf. »Sieh! Geld! Eine ganze Menge!«

»Danke, Herr, daß du unser Gebet erhört hast«, sagte Paul ruhig und hielt Devis Hand in seiner. »Hilf uns, dir immer zu vertrauen.« Nachdem sie die Fahrkarten für den Rest der Reise bis Narsapur gekauft hatten, blieb noch genug Geld übrig, daß sie eine Woche lang davon leben konnten.

In einem Haufen Briefe, die sie in Narsapur erwarteten, war einer, in dem Paul gebeten wurde, nach Kharagpur in West-Bengal zurückzukommen. Dort hatte er schon einige Male gepredigt. Der Pastor der Baptistenkirche nahm die Grundwahrheiten der Bibel nicht an. Weil sie die Predigten leid waren, die mehr sozial als biblisch klangen, hatte ein Teil der Zuhörerschaft begonnen, Gottesdienste in den Häusern zu halten. Zu den Leuten gehörten auch einige amerikanische Soldaten, die in einem großen US-Flug-

stützpunkt in der Nähe stationiert waren. Sie brauchten nun jemand, der sie anleitete. Nachdem sie gebetet hatten, waren beide, Paul und Devi, überzeugt, daß Gott wollte, daß sie diesen Hilferuf beantworten sollten.

Durch Predigen und Belehren konnte Paul in den nächsten Monaten in Kharagpur etwa sechzig Gläubige taufen. Einige kamen auf wunderbare Weise zu Christus. Eines Morgens früh, während er betete, fühlte Paul ein dringendes Verlangen, den Direktor der örtlichen Schule zu besuchen. Paul fürchtete, daß Herr Kidd, der ohne Zweifel noch im Bett war, über die frühe Störung ärgerlich sein würde. Trotzdem radelte er gehorsam zu dessen Haus, in dem Vertrauen, daß Gott ihn gesandt hätte.

Nach einer Weile öffnete Herr Kidd, noch im Schlafanzug, die Tür. »Paul Gupta!« rief er erstaunt, aber offensichtlich erfreut, als er ihn sah. »Bitte, treten Sie ein. Gott hat sie gesandt!«

Mit gedämpfter Stimme erzählte er Paul, daß seine Frau ihn gerade wegen eines Streites verlassen hatte. Und sie hatte die Kinder mitgenommen. In seiner Verzweiflung war er gerade dabei gewesen, sich das Leben zu nehmen, als es an die Tür klopfte. Nun wußte er, daß Gott ihn liebte, denn er hatte Paul gerade früh genug gesandt. Nachdem Paul ihm noch einmal das Evangelium erklärt hatte, knieten sie nieder zum Beten, und Herr Kidd nahm Christus in sein Herz auf als Erretter und Herrn. Kurz danach wurde seine Frau auch gläubig, und die Familie war wieder vereint. Paul erlebte die Freude, Mann und Frau gemeinsam zu taufen.

Nicht lange nachdem sie nach Kharagpur kamen, wurde Devis Glaube wieder geprüft. Eines Morgens hatten sie nicht das Geringste mehr zu essen. An dem Abend gingen sie mit leerem Magen schlafen. Paul fuhr morgens früh auf seinem Fahrrad los, um seine Runde durch das Dorf zu machen. Er wollte die Jungbekehrten besuchen, Freiversammlungen halten und Bibelunterricht für Frauen geben, die sich in verschiedenen Häusern versammelten. Als Devi allein in ihrer Mietwohnung war, betete sie und erinnerte sich an Gottes Treue im Bahnhof von Bangalore. Doch sie fürchtete, daß sie nichts für Paul zum Abendessen haben würde.

Am frühen Nachmittag klopfte es an die Tür. Es war Dr. Simon, ein Arzt, der auf der anderen Seite der Stadt wohnte. Seine Arme waren voll mit Lebensmitteln: Reis, Fleisch und Gemüse.

»Der Herr hat es mir aufs Herz gelegt, Ihnen dies zu bringen«, sagte er und fügte entschuldigend hinzu, »ich weiß nicht, ob Sie es brauchen oder nicht!«

»Brauchen, Bruder?« rief Devi dankbar. »Gott hat Sie gesandt! Wir haben nichts!«

Pauls Herz war schwer, als er an jenem Abend heimradelte. Wie konnte er Devi sagen, daß der Herr ihm kein Geld gegeben hatte, um Essen zu kaufen, und daß sie heute abend wieder hungrig schlafen gehen mußten? Es ging ihm darum, daß sie nicht in diesem Leben des Glaubens entmutigt werden sollten. Er öffnete die Tür langsam und übte einige Worte der Ermutigung, die er sagen wollte. Da schlug ihm der märchenhafte Duft von Ziegen-Curry entgegen. Später kam auch Dr. Simon, um mit ihnen zu essen. Gemeinsam jubelten sie über die Liebe Gottes. Das würde nun ihre Lebensweise werden. Devi begann, sich über diese direkte Abhängigkeit von Gott zu freuen, denn es machte seine Gegenwart und Fürsorge soviel echter, als sie es vorher gekannt hatte.

Nicht viele Monate später konnten Paul und Devi Dr. Simon helfen. Nachdem er eine Muslimfrau von einer Hindubande gerettet hatte, die sie ermorden wollte, und dann wiederum einen Hindumann von einer Muslimbande, mußte dieser fromme Mann fliehen, um sein Leben zu retten. Paul und Devi nahmen ihn auf, wo sie gerade wohnten.

Die politische Unabhängigkeit war zwar noch nicht da. Doch hatten schon Unruhen begonnen, die die ganze Lüge des Hinduismus enthüllten: Gewaltlosigkeit und Einheit aller Religionen. Es gab keine Einheit zwischen Hinduismus und Islam, und keinerlei Toleranz von einer Seite für die andere würde voll vor der Welt dargestellt werden können. Einer der großen Preise der Unabhängigkeit würde die Teilung Indiens in zwei aus religiösen Gründen getrennte Länder sein. Pakistan für die Muslims und Indien für die Hindus. Die letzteren würden ebensoviel wie die ersteren für die

Teilung verantwortlich sein, indem sie wenig Bereitschaft zeigten, der Muslimminderheit eine gerechte Behandlung zuzusichern. Dadurch zwangen sie diese praktisch, für ihr eigenes getrenntes Land zu kämpfen.

Mohammed Ali Jinnah, der Führer der indischen Muslime, hatte geschworen: »Wir werden die Teilung Indiens erreichen, oder Indien wird zerstört werden.« Die Muslim-Liga erklärte den 16. August 1946 zum »Direct Action Day« – eine Demonstration gegenüber England und der Hindumehrheit, daß Jinnah die Wahrheit sprach. Nach Hindublut schreiend schwärmten die Muslime aus Kalkuttas »schlimmsten Elendsvierteln der Welt« und schlugen jeden Hindu tot, der ihnen in den Weg kam. Die Polizei floh, um ihr Leben zu retten. Eine Aktion dieser Art war nicht verwunderlich, weil Millionen von solchen, die sich zum Islam bekehrt hatten, durch das Schwert überzeugt worden waren, und der Koran bot den Himmel an für das Töten eines Ungläubigen. Jedoch waren die Hindus nicht weniger gewalttätig. Hindu-Banden zogen durch Kalkutta und schlachteten aus Rache Muslime. Die Todeszahl der ersten vierundzwanzig Stunden lag weit über sechstausend.

Mörderische Aufstände brachen überall in Indien aus. Gröhrende Banden regierten die Straßen von Kharagpur für eine Weile. Bei seinen Runden auf dem Fahrrad sah Paul zerstückelte Leichen im Straßengraben und auch manchmal vor Häusern, wo man ganze Familien aus dem Haus gezerrt und ermordet hatte, nur weil sie einer anderen Religion angehörten. Das passierte in Indien, wo die Weisen und Gurus behaupteten, daß alle Religionen gleich seien. Gandhi arbeitete unermüdlich und heldenhaft. Manchmal ging er zu Fuß von einem ausgebrannten Dorf zum anderen und predigte Bruderschaft und Toleranz. Doch es war zwecklos. Sein Lohn würde der Tod durch die Kugel eines Mörders werden, ausgeführt von einem Hinduglaubensgenossen.

Das schlimmste Blutvergießen folgte direkt, nachdem Indien im August 1947 die Unabhängigkeit erhalten hatte. Von mörderischen Menschenmassen verfolgt, entkamen fünf Millionen Hindus von Pakistan nach Indien, wogegen eine ebenso große Anzahl von

Muslimen in die entgegengesetzte Richtung floh. Viele von ihnen wurden in Hinterhalte gelockt und umgebracht, kurz bevor sie das sichere Land erreichten. Wenigstens Hunderttausend und wahrscheinlich weit mehr starben eines schrecklichen Todes unter den Händen von Hindu- und Muslimbanden in einer der größten Orgien des Blutvergießens und der Grausamkeit, die die Welt je gesehen hat. Welch ein Schauspiel, Hindus zu sehen, die kein Mosquito zerdrückten und kein Fleisch aßen, um nicht töten zu müssen, und die jetzt Muslime zu einer blutigen Masse schlugen und zwar mit einer Kaltblütigkeit und einem Haß, die jeder Beschreibung spotten.

Das sei genug bezüglich der Gewaltlosigkeit und der Einheit aller Religionen. Die Hindus selbst haben klar gezeigt, daß diese Tatsachen nicht in ihre menschliche Existenz paßten, und doch blieb ihr Hinduglaube unerschüttert. Gandhis ganze Anstrengungen, seine Landsleute zu belehren, Liebe und Brüderlichkeit zu praktizieren, zu der sie sich bekannten, waren letzten Endes zwecklos, auch wenn es so augenblickliche Erfolge gab. Etwas anderes war notwendig – eine ganz andere Lösung.

Falls Paul und Devi noch einen Beweis gewünscht hätten dafür, daß Christus die einzige Hoffnung für diese Welt ist – jetzt brauchten sie keinen mehr. Auch zweifelte Paul jetzt nicht mehr daran, daß er eine Schule beginnen sollte, um Inder auszubilden, die das Evangelium von Christus in ganz Indien predigen sollten.

Es war jedoch offensichtlich, daß er zuerst selbst eine Bibelschule besuchen mußte. Wie konnte er andere ausbilden, ohne selbst ausgebildet worden zu sein? Aber nachdem er die Bibelschulen in Indien geprüft hatte, fand er keine wirklich christliche. Alle leugneten in einem gewissen Grad die Inspiration der Heiligen Schrift und die wichtigsten Grundsätze des christlichen Glaubens. Er würde nach England oder Amerika zur weiteren Ausbildung gehen müssen. Die Freunde, mit denen er seine Pläne besprach, waren alle dagegen: Bakt Singh, Silas Fox, Dr. Raju, die Christen in Kharagpur – und die meisten meinten, es sei schon verrückt, noch einmal zur Schule zu gehen, geschweige denn eine zu gründen. Wenn Gott eine christliche Bibelschule in Indien

gewollt hätte, dann hätte er sicherlich jemanden berufen, der die Qualifikation dafür schon hatte. Seit Devi nun gesehen hatte, wie wirkungsvoll Gott Paul in so vieler Menschen Leben gebraucht hatte, meinte sie, daß es wohl falsch wäre, einen solch erfolgreichen Dienst aufzugeben.

Aber noch ein anderer und wichtiger Gesichtspunkt war in ihre Überlegungen gekommen: Devi war schwanger, und das Baby würde nun der erste Faktor bei allen Zukunftsplänen sein. »Ich muß für mein Baby sorgen«, das wurde Devis ständige Ausrede. »Ich könnte nicht mit dir gehen!«

Paul stimmte zu. Die Ankunft des Kindes würde alles ändern. Wie konnte er Devi mit einem Säugling allein lassen? Und es kam nicht in Frage, darüber nachzudenken, daß alle drei nach England oder Amerika gingen – nicht nur wegen der Unbequemlichkeiten und Schwierigkeiten, sondern schon allein die Unkosten würden es verbieten. Und warum sollte er das Predigen auf den Straßen und in den Kirchen aufgeben, wo Gott doch so viele Seelen durch seine Anstrengungen rettete? Gerade an dieser Arbeit hatte er Freude, und er wollte nicht wieder zur Schule gehen. Das Baby war eine willkommene Entschuldigung für sie beide. In der Tat war das Baby für Paul und Devi schon wichtiger als alles andere geworden, sogar bevor es noch geboren war.

Im siebten Monat ihrer Schwangerschaft ging Devi der Sitte gemäß zu ihren Eltern, um dort zu bleiben. Diese konnten die Geburt des Kindes kaum abwarten. Wie sehr wollte Gott sie auf diesem Wege segnen! Einige der harten Aussagen, die über Paul gemacht worden waren, und die düsteren Voraussagen über diese Ehe würden nun zurückgezogen. Die Ankunft eines Sohnes, der Paul heißen sollte, würde das alles ändern.

Die Erregung, die in Paul wühlte, als er im letzten Augenblick im Raju-Haus von Kharagpur ankam, konnte er kaum unterdrücken. Ein Onkel seiner Frau nahm ihn an der Tür in Empfang. Er lachte glücklich. »Du kommst genau richtig!« rief er. »Sie hat seit vier Uhr heute morgen Wehen!«

Das Haus war voll aufgeregter Verwandter, die von nah und fern für dieses große Ereignis gekommen waren. Als Paul zu ihnen

ins Wohnzimmer kam, begrüßten sie ihn begeistert und gratulierten ihm. Es war eine fröhliche Gesellschaft, die über die Größe und das Geschlecht des Kindes redeten. Dabei waren die meisten sicher, daß es ein Junge würde, weil Devi so dick ausgesehen hatte, und natürlich wußte jeder, daß Jungen viel größer waren als Mädchen. Wer selbst Kinder hatte, erzählte Paul von den Freuden der Elternschaft, einige auch von der Verantwortung und den Problemen. Jeder hatte genügend gute Ratschläge . . . Auf diese Weise verging die Zeit, und alle warteten glücklich und versuchten, ihre Aufregung zu verbergen.

Es war eine schwere Geburt. Devi hatte fast achtzehn Stunden Wehen gehabt und war halb bewußtlos vor Erschöpfung. Das Missionskrankenhaus war wie üblich im Sommer geschlossen. Das Personal war in die Berge gefahren, um der unerträglichen Hitze und Feuchtigkeit zu entkommen. Vorher hatte man die Patienten mit soviel Medizin nach Hause geschickt, daß es reichen sollte, bis der Missionsarzt und die Schwestern nach Einsetzen der kühlen Monsunregen zurückkamen. So bekam Devi ihr Baby lieber zu Hause, als in ein Regierungskrankenhaus in eine andere Stadt zu gehen. Letzten Endes war ihr Vater Arzt und auch eine Tante, die gekommen war, um bei der Geburt zu helfen. Eine ausgebildete Krankenschwester und eine Hebamme vervollständigten das medizinische Team, das im Krankenzimmer bereitstand.

Endlich wurde das Baby nach einem letzten reißenden Schmerz in Dr. Rajus eifrige Hände geboren. Nachdem sie für einen Augenblick das Bewußtsein verloren hatte, öffnete Devi ihre Augen und sah ihren Vater, der einen prächtigen Jungen mit einem Schopf krauser Haare hochhielt. Die klugen Augen des Kindes schienen erstaunt um sich zu sehen.

»Wie groß er ist – fast zwölf Pfund – und tadellos!« rief Dr. Raju mit kaum verhaltenem Großvaterstolz.

Welch wunderbares Geschenk von Gott! Das Baby war kräftig, hob und wandte den Kopf und versuchte, sich interessiert im Zimmer umzuschauen. Devi glaubte sogar, daß er sie angelächelt hatte – dann schloß sie ermüdet die Augen. Ein winziges rundes Gesichtchen tanzte vor ihr. Sie sah es so deutlich, das halbe

Lächeln auf den Lippen, der Glanz in den Augen, die feinen Härchen, die sich schon gebildet hatten! Ihr erstes Baby, ein Sohn für Paul, er schrie nicht und machte keine Umstände, sondern sah schon ganz wach aus. Ein Prachtjunge, und dazu so stark und gesund! Nun würde Paul nie mehr kritisiert werden! Jeder mußte nun zugeben, daß Paul ein guter Ehemann war, der gut für sie gesorgt hatte. Und sie mußten auch zugeben, daß Gott ihre Ehe gesegnet hatte. Ihr himmlischer Vater hatte ihnen einen Sohn geschenkt!

»Mein kleiner Schatz, ich will gut auf dich achthaben!« flüsterte sie, als sie zufrieden in die Märchenwelt der Träume hinüberglied.

Plötzlich erschrak Dr. Raju. Das Baby hatte aufgehört zu atmen! Er drehte es herum und schlug es auf den Rücken. Nachdem er es auf den Tisch gelegt hatte, arbeitete er fieberhaft mit Hilfe der anderen Ärztin, um es ins Leben zurückzurufen. Aber es gab kein Zucken der Augenlider und keinen einzigen Herzschlag mehr. Es war gestorben! Trotz all seiner medizinischen Erfahrungen hatte Dr. Raju dafür keine Erklärung. Es war eines der unbegreiflichen Dinge, die immer ein Geheimnis bleiben würden. Es sei denn, man glaubt an Gott!

## 9. »Ich diene einem wunderbaren Gott!«

Als Devis Tante mit ernster Stimme diese tragische Nachricht bekannt gab, lief eine Welle des Schreckens durch das volle Wohnzimmer, wo die Verwandten in glücklicher Erwartung versammelt waren. Paul barg sein Gesicht in die Hände und begann, leise zu weinen. Das konnte nicht wahr sein! Der Herr war so gut zu ihnen gewesen! Wie konnte er erlauben, daß so etwas geschah?

Die Hinduverwandten begannen untröstlich zu jammern, denn im Hinduismus gibt es keinen Trost. Was nützt es zu glauben, liebe Verwandte würden neu geboren, wenn man sie doch nie wiedersieht? Und wenn alle den endgültigen Zustand des Aufgelöstwerdens in das Absolute erreicht haben werden, was bleibt dann noch von der Liebe, die man gemeinsam erfahren hat? Paul wußte, daß er sein Kind eines Tages in der Gegenwart des Königs aller Könige sehen würde. Trotzdem war es nicht leicht, einen so schweren Verlust zu ertragen. Noch schwerer war es, zu verstehen, warum es geschehen war. Es waren jedoch auch solche im Zimmer, für die das kein Rätsel war.

»Das kommt davon, weil sie einen Mann geheiratet hat, der auf den Straßen umherläuft und predigt. Sie haben kein ordentliches Zuhause. Er pflegt sie nicht, darum konnte das Baby auch nicht gesund sein. Da sieht man, was passiert, wenn man seine Tochter einem Mann gibt, der weder Besitz noch Arbeit hat . . .«

Für einen Augenblick wurde Paul der Qual enthoben, diesen hartherzigen Bemerkungen weiter lauschen zu müssen. Sein Schwiegervater stand in der Tür und winkte ihm, zu kommen. »Du kannst einige Augenblicke bleiben«, flüsterte Dr. Raju, als sie in den hinteren Teil des Hauses gingen. »Sie weiß nicht, daß das Kind tot ist – wir haben es in das Bett neben ihr gelegt, als würde es schlafen. Sieh nicht so traurig aus. Sie darf es nicht erfahren, bis sie sich ausgeruht hat!«

»Hast du ihn gesehen?« fragte Devi leise, als Paul sich über sie neigte und sie küßte.

Er nickte und preßte ihre Hand. Es war ihm unmöglich zu sprechen.

Ihre großen Augen blickten auf in seine. »Ist er nicht sehr schön?« In ihrer Stimme lag Mutterstolz, der bestätigt sein wollte.

»Er ist ein prächtiges Kind«, stimmte Paul zu. Dr. Raju zog ihn am Ärmel. »Du mußt nun schlafen«, sagte er und küßte sie wieder. Nachdem er noch einen Blick auf das tote Baby geworfen hatte, ging er mit hängenden Schultern und gebeugtem Kopf aus dem Zimmer. Warum? Warum?

Als Devi am nächsten Morgen beim ersten Licht der Dämmerung erwachte, setzte sie sich auf und rief nach ihrem Kind. Die Schwester drückte sie sanft zurück ins Kissen. »Er schläft noch«, sagte sie.

Eine Stunde später war Devi wieder hellwach. Sie sah hinüber zu dem Baby und verlangte, es in den Armen zu halten. Nun konnte die Wahrheit nicht länger verschwiegen werden. In zögernden Worten, unter großem Bemühen, die Tränen zurückzuhalten, erzählte die Mutter ihr, wie das Baby so plötzlich und auf rätselhafte Weise gestorben war. »Der Herr hat's gegeben, und der Herr hat's genommen«, sagte sie. »Die Wege Gottes sind nicht unsere Wege. Wir müssen seinen Willen annehmen.«

Devi wollte oder konnte es nicht glauben. Sie fing an, hysterisch zu schluchzen und verlangte, ihr Kind zu haben. Dabei versuchte sie, aus dem Bett zu steigen. Es gab keine andere Möglichkeit, sie zu beruhigen, als ihr den kleinen Leichnam zu geben. Sie herzte ihn und behauptete, er würde nur schlafen und bald aufwachen, um gefüttert zu werden. Ihr Vater und ihre Tante befürchteten, sie würde den Verstand verlieren und machten ihr klar, daß Tote begraben werden müßten. Als Devi endlich ihren Erstgeborenen losließ, fing sie herzzerreißend zu weinen an, und es gab keine Möglichkeit, sie zu trösten.

Es war ein Sonntag, und Paul sollte in der Bethany-Kapelle predigen, wo sie vor wenig mehr als einem Jahr geheiratet hatten. Die meisten der Zuhörer waren Gäste bei ihrer Hochzeit gewesen, und alle möglichen Erinnerungen überfluteten ihn, als er sich erhob und sich ihnen zuwandte. Durch die Gnade Gottes war er

fähig, über die Liebe Christi zu predigen, ohne in Tränen auszubrechen. Später wurde ein kurzer Trauergottesdienst im Haus der Rajus abgehalten, an dem die engsten Freunde und Verwandten teilnahmen. Dann wurde die winzige, leblose Gestalt, die in einem schnell hergestellten Sarg lag, auf einem Ochsenkarren weggeführt und auf dem christlichen Friedhof am anderen Ende der Stadt beerdigt. Als Paul das kleine Grab mit Erde gefüllt sah, war es zuviel für ihn. Er stand neben dem frischen Erdhügel und weinte. »Warum? Warum?«

Als die anderen wegen der Beerdigung weggegangen waren, weinte Devi sich in den Schlaf. Es war schon früher Nachmittag, als sie aufwachte. Draußen hörte sie Udutha, das kleine Streifenhörnchen, das aussah wie ein Eichhörnchen, mit lauter Stimme kreischen. Wie oft hatte sie als Mädchen seine Possen auf dem Dach beobachtet, wie es die Krähen neckte, bis eine von ihnen nach ihm hackte. Und dann hatte es blitzschnell seinen Schwanz dem unbeholfenen Vogel ins Gesicht gewischt. Daraufhin schoß der kleine Kobold schimpfend und lärmend vom Giebel herunter. Die Gerüche und Geräusche, die durchs Fenster hereinkamen, erinnerten sie an ihre Kindheit. Jetzt war kein Glück mehr in solchen Erinnerungen – nur Bitterkeit und tiefer Schmerz. Doch noch tiefer war die Stimme, die in ihrem Gewissen erklang: »Du hast gesagt: *Ich* muß für *mein* Baby sorgen, *ich* kann nicht zur Bibelschule gehen wegen *meinem* Baby. *Mein* Baby, *mein* Baby. Nun siehst du, daß es *mein* Baby ist, und *ich* will dafür sorgen!«

»Gott hat deutlich zu meinem Herzen gesprochen«, sagte Paul zu Devi, als er abends wieder vom Predigen zurückkam. »Wir haben das Kind an die erste Stelle gesetzt. Ich war ungehorsam, habe mich geweigert, Gottes Willen zu tun. Ich wollte nichts von der Verantwortung wissen, eine Bibelschule zu gründen. Aber jetzt will ich es, ich will sogar weit weg gehen zur Ausbildung!«

Devi begann zu weinen. »Ich bin schuld daran«, sagte sie unter Schluchzen. »Ich habe gesagt: *Mein* Baby, *mein* Baby. Darum hat uns der Herr nun gezeigt, daß wir nichts unser eigen nennen können. Wir gehören ihm und das Baby auch. Es war sein Gericht, daß er es weggenommen hat. Es tut mir leid!« Sie weinte bitterlich,

während Paul wartete. Auch über seine Wangen liefen Tränen. Endlich sagte sie: »Was *er* will, das ich tun soll, wohin *er* mich führen will – immer will ich *ihm* gehorchen.«

Diese neue Übergabe nahm jedoch Devis Schmerz nicht fort. Sie hatte sich so lange auf dieses Ereignis gefreut, denn sie hatte fest gehofft, daß die Geburt des Kindes die Vorwürfe, die sie gespürt und unter denen sie seit ihrer Hochzeit still gelitten hatte, hinwegtun würde. Statt dessen hatte nun der Tod des Kindes neues Öl in die Flammen des Klatsches gegossen. Sie konnte das quälende Gerede durch die offenen Türen aus anderen Zimmern des Hauses hören. Was noch schlimmer war, Freunde und Verwandte, die kamen, um sie zu besuchen, sagten es ihr ins Gesicht.

»Dieser Mann hat sich nicht um dich gekümmert«, sagten sie zum Beispiel. »Er hat dir kein ordentliches Zuhause gegeben. Du hast zu viele Sorgen gehabt, denn du wußtest nie, woher die nächste Mahlzeit kommen sollte . . .«

»Das ist nicht wahr!« unterbrach Devi sie dann leidenschaftlich. »Paul ist ein guter Ehemann. Er war immer um mich besorgt. Gott hat uns immer alles gegeben – aber wir haben das Baby als Ausflucht benutzt, um nicht das zu tun, was Gott von uns wollte. Darum hat unser himmlischer Vater es weggenommen.«

Diese Erklärung brachte nur andere Kritik hervor. Wer glaubte daran, daß Gott Paul Gupta rief, eine Bibelschule zu gründen? Er hatte selbst nicht einmal die Oberschule beendet. Wo könnte das sein? Wer würde dahingehen? Und das Geld, um für seine verrückten Träume zu zahlen, woher sollte das kommen? Je eher es Devi gelang, Paul von diesen wilden Vorstellungen abzubringen, umso besser. Sie würden eine komplette Katastrophe erleben, wenn sie das Unternehmen dieses Hitzkopfes begännen.

Bei Devi hatten sich schwere Komplikationen eingestellt. Die Meinung der Mediziner war es, daß sie nie wieder ein Kind haben könnte. Paul wies diese Meinung zurück mit seiner typischen Verachtung für alles, was er »menschliche Meinung« nannte. Er schwor, daß er nur auf Gott hören wollte.

Als sie zurück in Kharagpur waren, beteten Paul und Devi

ernsthaft für ihre Zukunft. Diese Last mußten sie allein tragen. Alle anderen waren gegen den Plan, daß Paul weggehen sollte, um eine Schule zu besuchen, und demnächst eine Bibelschule gründen wollte. »Dies ist nicht Gottes Wille für dich.« So hatte Bakt Singh ihm gerade heraus gesagt. Das hätte genügt, um fast jeden in seinem Glauben wankend zu machen. Denn Bakt Singh war so angesehen wie ein Apostel. Tausende suchten seinen Segen durch Handauflegen, und man nahm das, was er sagte, als Gottes Wort an. Aber Paul war nicht wankend geworden. »Ich habe dich nicht um Führung gebeten!« hatte er mutig gesagt. »Ich folge dem Herrn, nicht einem Menschen!« Auch war er nicht bewegt worden durch Silas Fox' scharfen Ausspruch, daß »Ausbildungsstätten Friedhöfe« seien. Silas hatte ihn damit entmutigen wollen. Die Christen in Kharagpur waren nun Pauls engste Freunde, aber sie boten ihm keine Unterstützung an in dem, was sie seinen »verrückten Plan« nannten. Trotzdem blieb es für Paul und Devi gewiß, daß sie Gottes Willen nicht mißverstanden hatten.

Es genügte nicht, nur zu beten. Paul war ein Mann der Tat. Längst hatte er gelernt, daß man alles tun mußte, was man konnte, und nur dann würde Gott sein Teil tun. Sein erster Glaubensschritt war, für sie beide Pässe zu besorgen. Normalerweise wäre dies eine langwierige und kostspielige Angelegenheit gewesen. Aber Gott hatte Paul einen Freund in Kalkutta gegeben, der seine behördliche Unterschrift als Magistrat unter den Antrag setzte. Das öffnete ihm den Weg, den Paß in zwei Stunden statt einigen Wochen zu erhalten. Er schrieb auch eine Bürgschaft aus über 20000 Rupien. Dies wurde von allen indischen Staatsbürgern verlangt, die das Land verlassen wollten. Paul und Devi sahen diese »Teilung des Roten Meeres« als ein weiteres Zeichen dafür an, daß sie Gottes Willen folgten.

Sein nächster Glaubensschritt war, daß er sich beim »London Bible College« bewarb. Er wurde angenommen. Doch hatte er bis dahin keine einzige Rupie weder fürs Fahrgeld noch fürs Schulgeld. Als er dafür betete, erinnerte sich Paul an einen amerikanischen Soldaten, Harold Farmer, der während des Krieges an einem riesigen Flugstützpunkt in der Nähe von Kharagpur stationiert

gewesen war. Von dort aus waren die Burma-Straße und China bombardiert worden. Harold hatte an einigen Versammlungen von Paul teilgenommen, und Paul erinnerte sich, daß er nun ein Student am Moody Bible Institute war. Vielleicht war das die richtige Schule für ihn. Niemand in Kharagpur konnte Harolds Adresse ausfindig machen. Aber ein Freund gab Paul die Adresse von Bill Wood, einem anderen ehemaligen amerikanischen Soldaten, der auch die Gottesdienste in Kharagpur besucht hatte. Nun lebte er in Los Angeles. Paul schrieb einen Brief an Harold Farmer, den er jedoch an Bill Wood schickte. Er rechnete damit, daß er ihn weiterschicken würde. Weil Bill dachte, der Brief sei an ihn, öffnete er ihn versehentlich. Aber es gibt kein Versehen bei Gott – und diese einfache Handlung änderte den Lauf von Pauls Leben. Als er las, daß Paul sich bei Harold nach dem Moody Bible Institute erkundigte, schickte Bill im postwendend die Aufnahmeformulare für das Bibel-Institut von Los Angeles. Er machte ihm Mut, sich dort anzumelden.

Das Moody Bible Institute informierte Paul darüber, daß Studenten im ersten Jahr keine Arbeit annehmen dürften. Er müßte die ganze Summe für Unterhalt und Schule für das erste Jahr in der Tasche haben, bevor er angenommen werden konnte. »Biola« (das Bibel-Institut in Los Angeles) nahm Paul nicht nur mit offenen Armen an, sondern der Rektor versprach auch, daß die Schule ihm eine Teilzeitarbeit beschaffen würde. Der Verdienst würde ausreichen für sein Schulgeld und für sonstige Ausgaben. Als der amerikanische Konsul in Madras aufgrund des Briefes des Rektors ihnen ein Visum ausstellte, nahmen Paul und Devi das als einen Hinweis vom Herrn, nach »Biola« zu gehen. Obgleich Paul nicht eine Rupie für sein Fahrgeld hatte, begann er zuversichtlich seinen Freunden zu erzählen, daß er nach Los Angeles gehen würde, um dort zum Frühjahrssemester des »Biola« anzufangen. Die Freunde lächelten gönnerhaft. Sie waren sicher, daß das nie passieren würde.

Am ersten Tag im September 1948 gebar Devi nach kurzen Wehen einen gesunden, hübschen Jungen. Sie nannten ihn Johnny: Die

Ärzte staunten, aber da war er, eine Gabe Gottes. Durch den Tod ihres ersten Kindes hatte das Missionshospital seine Politik geändert. Sie schlossen das Krankenhaus nie mehr im Sommer. So hoffte Devi, daß der Tod des ersten Sohnes viele Kinder vor demselben Schicksal retten könnte. Wichtiger war jedoch, daß sie zuversichtlich war, daß sich das Opfer des einen Lebens für viele dadurch auswirken würde, daß neue Missionare ausgebildet wurden, die das Evangelium über ganz Indien trügen.

Einen Monat nach Johnnys Geburt unternahm Paul den nächsten Glaubensschritt. Dieser Schritt erschien den wenigen Freunden, denen Paul davon sagte, verrückt. Er verkaufte sein Fahrrad, das so lebenswichtig war für seinen Dienst in Indien und brauchte das Geld – nur 75 Rupien – als Anzahlung für eine Überfahrt auf einem Frachter. Das war der billigste Weg, um von Kalkutta nach Boston zu kommen. Der Frachter fuhr in knapp zwei Monaten. Was ihm noch fehlte, waren 2500 Rupien, eine Summe, die nicht unmöglicher hätte sein können, wenn sie 25000 geheißen hätte.

Im Laufe der Woche trafen einige kleine Gaben ein. Aber sie waren wie ein Tropfen auf heißem Stein. »Hast du noch immer vor, mit dem Schiff im Januar zu fahren?« so fragten Freunde ihn skeptisch.

»Durch die Gnade Gottes werde ich fahren!« war dann Pauls Antwort. Während dieser Zeit las er wieder die Lebensbeschreibungen von Männern wie Georg Müller und C.T. Studd. Ihre Zeugnisse stärkten sein Vertrauen zum Herrn. »Ich diene dem gleichen Gott, dem sie auch dienten!« sagte Paul, »und er wird für mich die gleichen Wunder tun, die er auch für sie getan hat!«

Sein Schwiegervater sah das als den Gipfel der Anmaßung an. »Sie kamen aus einem christlichen Land«, sagte er zu Paul, »wo Tausende von Gläubigen sie unterstützten. Aber wo soll deine Unterstützung herkommen in diesem Hinduland?«

Pauls Glaube war ganz einfach: »Sie wird vom Herrn kommen!« antwortete er ohne Zögern.

Anfang Dezember, genau einen Monat vor der Abreise, kam ein Scheck über 1000 Rupien. Das war mehr Geld, als Paul jemals in der Hand gehabt hatte. Er kam von Harold Farmer aus Chicago

zusammen mit einem ermutigenden Brief. »Der Herr ist treu!« rief Paul. »Dies ist der Anfang!« Als er bei der jährlichen Konferenz in der Bethany-Kapelle von Narsapur vor mehr als 5000 Leuten predigte, verkündigte er, daß er im Begriff sei, nach Amerika zu reisen, und er nahm von ihnen Abschied.

Zwei Tage bevor das Schiff in See ging, kam Paul in Kalkutta an mit genau 2500 Rupien in seiner Tasche. Der Rest war von Devis Schmuck gekommen. Sie hatten den kostbarsten Besitz verkauft, den jede indische Frau hat und der die Lebensversicherung darstellte und aufbewahrt wurde für Notzeiten. Der Herr hatte ihren Glauben geprüft und bis zum allerletzten Augenblick gewartet, bis er das nötige Geld gab. Als Paul Kalkutta verlassen hatte, fehlten ihm immer noch 100 Rupien, und die hatte ihm jemand gegeben, den er im Zug kennenlernte.

Der Freund, bei dem Paul die letzte Nacht in Indien verbrachte, erlaubte sich einen Scherz mit ihm, den er nie vergessen würde. Nach dem Abendessen, als sie sich über Pauls Abreise nach Amerika unterhielten, sagte sein Gastgeber nebenbei: »Mal sehen, was die Nachrichten sagen.« Er reichte hinüber und drehte das Radio an.

»Sondermeldung«, sagte eine aufgeregte Stimme. Paul beugte sich besorgt vor. Waren neue Unruhen in Kalkutta ausgebrochen? »Ein verzweifelter kommunistischer Agent, der von der Polizei gesucht wird, ist gestern in Kalkutta gesehen worden. Sein Name ist Paul Gupta, alias Nagaruru Vankateswami Gupta. Man verdächtigt ihn, auf einem Schiff in die Vereinigten Staaten fliehen zu wollen. Die Docks sind unter dichter Kontrolle. Eine Belohnung von 5000 Rupien ist ausgesetzt für seine Festnahme. Vorsicht bei Annäherung! Er ist wahrscheinlich bewaffnet und wird für außergewöhnlich gefährlich angesehen.«

Paul war vollkommen überwältigt von dieser Nachricht. Er konnte nicht verstehen, wie ein solcher Fehler entstehen konnte. »Ich habe nichts zu verbergen«, sagte er sehr ernst. »Ich bin kein Kommunist, und ihr wißt, daß ich nicht gefährlich bin, außer für die Feinde Christi.«

»Oh, es war nur ein Spaß«, sagte sein Gastgeber, denn er war

nicht in der Lage, noch länger ernst zu bleiben. »Sieh hier!« Er zeigte Paul und seiner Familie ein Tonbandgerät, das mit dem Radio verbunden war und erklärte ihnen, daß er die Übertragung gefälscht hatte. Alle hatten einen Riesenspaß.

Aber am nächsten Tag lachte Paul nicht, als er an dem Schalter dem Schiffsagenten gegenüberstand. Er hörte, wie er sich unbeweglich weigerte, ihm eine Fahrkarte nach Boston zu verkaufen.

»Aber ich habe die volle Summe!« protestierte Paul, und er winkte ihm mit dem Geld. »Diese Fahrkarte ist seit zwei Monaten für mich reserviert worden!«

»Sie hören mir nicht zu«, kam die eiskalte, höfliche Antwort. »Alle Passagiere, die die Vereinigten Staaten betreten wollen, müssen ein Minimum von 50 Dollars in Reiseschecks bei sich tragen. Und die haben Sie nicht!«

»Aber davon hat mir niemand etwas gesagt! Wozu sind die 50 Dollar erforderlich?«

»Um sicher zu sein, daß Besucher in Amerika etwas Geld haben und daß sie nicht in den Straßen betteln gehen.«

»Ich brauche kein Geld zum Ausgehen«, sagte Paul ernsthaft. »Gott ist mein Bankier. Er sorgt für mich.«

Der Beamte sah Paul an, als ob dieser nicht normal wäre. »Gott mag wohl ihr Bankier sein«, spottete er, »aber ohne die 50 Dollar werden sie keine Fahrkarte bekommen!«

Verwirrt wandte sich Paul um. Er starrte zum Fenster hinaus über die Dächer von Kalkutta hinweg und sah nichts. »Herr, ich weiß nicht, was du mich jetzt lehren willst«, betete er ruhig. »Aber ich weiß, daß du mich bis hierher gebracht hast. Bitte, bringe mich auch auf das Schiff!«

Als er seine Augen öffnete, sah Paul einen Boten, der ein Telegramm ablieferte. Achtlos öffnete es der Beamte. Während er es las, wurden seine Augen groß vor Staunen und sein Gesicht blaß vor Schreck.

Er wandte sich an Paul und rief: »Sie sind ein außergewöhnlicher Mensch! Dieses Telegramm kommt vom amerikanischen Express in New York, und es weist mich an, Ihnen 50 Dollar in Reiseschecks auszustellen!«

»Danke, Herr«, sagte Paul laut. »Danke, Herr!«

»Sie sind wirklich ein außergewöhnlicher Mensch!« wiederholte der Beamte ehrfurchtsvoll.

»Ich bin nicht außergewöhnlich«, antwortete Paul glücklich.

»Aber ich diene einem außergewöhnlichen Gott!«

## 10. In der Obhut des himmlischen Vaters

Abgesehen von dem heulenden Nord-Atlantik-Sturm verlief die Reise nach Boston ohne Zwischenfälle. Die zwölf Passagiere des britischen Frachters nahmen ihre Mahlzeiten mit den Offizieren ein, und Paul sprach jedesmal begeistert über Christus. Als der Chef-Ingenieur eines Tages sagte: »Ich bin dieses religiöse Zeug die ganze Zeit satt und über«, war Paul äußerst erschrocken. Offensichtlich waren nicht alle West-Europäer Christen – und er hatte das angenommen.

Von Boston reiste er per Bus nach Chikago. Dort holte ihn Harold Farmer am Bus-Bahnhof ab. Harold war der Moody Bible Institute-Student, der ihm die 1000 Rupien gesandt und somit die Hälfte seiner Passage nach Amerika bezahlt hatte. »Wie schön, dich zu sehen, Paul!« Harold grüßte ihn, als er müde nach der langen Nachtfahrt aus dem Bus kletterte.

»Und ich bin so froh, dich zu sehen, Bruder!« rief Paul erleichtert. Es war verwirrend, in diesem Land, wo die Leute Amerikanisch statt Englisch sprachen, allein zu reisen. Es gab da keine dahinvegetierenden Kühe, keine Ochsenkarren im Schnecken-tempo, keine Ströme von Fahrrädern, die die Straßen versperrten. Niemand schlief auf dem Bürgersteig, aber alle schienen es furchtbar eilig zu haben, schossen in großen Autos wild umher. Die Frauen trugen skandalös kurze Röcke und keiner der Männer ein Lententuch, sondern nur Hosen. Die Menschen schienen so groß wie Riesen zu sein. Es war ein rechter Segen, in einem solchen Land Freunde zu haben, die einem voran halfen.

Als Harold durch den Verkehr Chikagos zum Bibelinstitut fuhr, erkundigte er sich nach den Gläubigen in Kharagpur. Er hörte voll Freude, wie Paul ihm von vielen erzählte, die Christus angenommen hatten und getauft worden waren. Plötzlich schien Harold etwas Wichtiges einzufallen. »Hör mal . . . ich wollte dich fragen, hast du die 50 Dollar erhalten, die ich dir im letzten Augenblick sandte?«

»*Du* hast sie gesandt?« rief Paul aus.

»Ja, du hast sie also bekommen?«

»Ich wußte nicht, wer sie geschickt hatte. Bruder, das kann ich dir sagen, es war ein Wunder, wie das Geld genau zur rechten Zeit kam. Ich hätte ohne sie nicht aufs Schiff gekonnt! Wie kam es, daß du sie gerade dann schicktest?«

»Ich fühlte ganz stark, daß du noch 50 Dollar brauchtest«, antwortete Harold, »aber ich hatte kein Geld. Ich fürchtete, es würde zu spät sein, wenn mein nächster Scheck käme. Aber es schien mir so dringend, daß ich Reiseschecks telegrafisch zu dem letzten Platz überweisen ließ, an dem sie dich meiner Meinung nach erreichen konnten. Das war der Fahrkartenschalter in Kalkutta.«

»Preis dem Herrn!« rief Paul dankbar. »Das Geld kam gerade an, als ich in dem Büro war. Aber es ist noch wunderbarer. Der erste Hafen, den das Schiff anlief, war Madras. Hätte ich das gewußt, wäre ich nie nach Kalkutta gegangen!«

»Davon hatte ich auch keine Ahnung«, sagte Harold nüchtern. »Wie wunderbar Gott arbeitet! Aber du brauchst immer noch 100 Dollar Anmeldegebühren.«

»Wir wollen dem Herrn auch dafür vertrauen!« war die schnelle Antwort.

Als er den Zug nach Los Angeles bestieg, hatte Paul schon viele neue und dauernde Freundschaften geschlossen. Und von Kollekten und persönlichen Gaben hatte er genau 100 Dollar erhalten, die er benötigte als Anmeldegebühren für »Biola«.

Das Studium an dem Bibel-Institut in Los Angeles schien fast unwirklich – oder war das längst vergangene und weit entfernte Leben als ein Hindu nur ein Traum gewesen? Manchmal, wenn Paul sich zurückerinnerte, war es schwierig für ihn, die Stücke zusammenzusetzen. Ein frommer Hindu, der nach einem Gott genannt worden war – das Versagen an der Oberschule – Ausschweifungen – Betrug an seinem eigenen Vater – und nun das Studium am Bibel-Institut von Los Angeles, um sich darauf vorzubereiten, eine Bibelschule in Indien zu gründen. Doch der Gott, der ihn geschaffen hatte, und der den Missionar genau vor sein Haus geschickt hatte, um über »das Heil für Sünder« zu

predigen, dieser Gott hatte das von Ewigkeit her gewußt. Er kannte auch die Zukunft, und Paul war glücklich, in seiner Hand zu sein.

Jenes erste Semester war schnell vorüber. Es war voll von Studieren und Predigen in ganz Südkalifornien, in Kirchen der verschiedensten Benennungen und in verschiedenen Radioprogrammen. Paul erfuhr nie, um welche Halbtagsarbeit es sich gehandelt hatte, die Biola ihm versprochen hatte, denn er hatte viel zu viele Predigtendienste, um irgendeine andere Arbeit zu tun. Die Kollekten, die er erhielt, genügten, um alles zu bezahlen. Und wenn das Geld nicht gereicht hätte, dann hätte Bill Wood, der ihn an der Bahn bei seiner Ankunft in Los Angeles abgeholt hatte, wie versprochen, das erste Semester bezahlt. Gott war so gut!

Wo immer er sich bewegte, hörten die Menschen gefesselt zu, wie ein Hindu einer hohen Kaste ein Nachfolger Christi geworden war. Aber Paul war ein Prediger, nicht nur ein Geschichtenerzähler. Die Zuhörer, zu denen er sprach, fühlten sich angesprochen und wurden aufgerüttelt. Es flossen viele Tränen der Buße, die vergossen wurden, als Menschen in seinen Versammlungen nach vorne kamen, um Christus anzunehmen, oder um sich Jesus auf neue zu übergeben.

Kipling hat gesagt: »Ost ist Ost und West ist West, und niemals werden die beiden zusammentreffen.« Paul entdeckte, daß die Menschen überall die gleichen sind. In Amerika waren die Kirchen voller Namenchristen, und ebenso wie in Indien konnten »Bekehrte« eine große Enttäuschung werden.

Mit seinem warmen Lächeln, seiner Offenheit und seinem positivem Charakter machte Paul viele beständige Freundschaften. In seiner freien Art, die einen kindlichen, einfachen Glauben zeigte, sagte er allen Leuten, daß er in Amerika studierte, weil Gott wollte, daß er in Indien eine Bibelschule gründen sollte, um dort dann Inder zur Evangelisation ihres eigenen Landes auszubilden. Es kam Paul niemals in den Sinn, sich darüber Sorgen zu machen, daß es Dinge gab, die die Erfüllung eines solchen Traumes verhindern könnten. Das war Gottes Angelegenheit, und er konnte alles wirken. Einige Leute dachten, daß Paul ein naiver

Enthusiast sei. Andere erhielten jedoch eine neue Sicht und begannen für dieses weit entlegene Land und seine zunehmenden Millionen an Einwohnern zu beten.

An jenem ersten Sonntag in Los Angeles, als er vor der »Kirche der offenen Türen« stand, die damals mit Biola verbunden war, lernte Paul einen jungen Mann mit Namen Ed Murphy kennen. Sie wurden gute Freunde. Ed war als strenger Katholik erzogen worden. Jetzt erklärte er Paul, warum seine Kircheng Zugehörigkeit und die Riten, die er ausgeübt, sein geistliches Wachstum gehindert hatten. Er war mit dem Anliegen beschäftigt gewesen, Gott zu »dienen« und hatte dabei sein Gewissen so sehr beschwichtigt, daß er nicht fähig war, das Wichtigste zu erkennen. Es war ihm verborgen geblieben, daß Christi Tod und Auferstehung es möglich machen, Vergebung zu erlangen und das Heil anzunehmen, das er so viele Jahre durch religiöse Übungen zu verdienen versuchte. Weil er sich auf seine Zugehörigkeit zur Kirche verlassen hatte, war es nicht zu einem persönlichen Verhältnis mit Christus gekommen.

Paul begann zu erkennen, daß katholische und protestantische Religiosität dem Hinduismus gleichen. Letzen Endes waren sich der Osten und der Westen doch sehr ähnlich. Die Vorbilder und Riten waren zwar verschieden, aber der Irrtum, der ihnen zugrunde lag, war der gleiche. Es war die Lüge, daß ständig wiederholte Gebete und Riten, eigene Anstrengungen und Opfer Gott besänftigen würden und den Anbeter zur Gemeinschaft und Einheit mit ihm erheben können.

Ed war begeistert, als er entdeckte, daß Paul, der als Götzenanbeter aufgewachsen war, die Bibel viel besser kannte und enger mit Christus wandelte als er, der im »christlichen« Amerika aufgewachsen war. Paul machte jetzt Ed zu seinem Jünger, so wie Silas Fox ihn zu seinem Jünger gehabt hatte. Er lehrte ihn vieles, was er selbst von Männern wie Pastor Josef, Agrippa und Bakt Singh gelernt hatte : eine Leidenschaft für verlorene Seelen, ein Leben des Gebets und Glaubens, das Wandeln im Geist, und wie man das Evangelium wirkungsvoll predigen konnte. Ed lernte mehr über eine christliche Lebensführung von diesem bekehrten Hindu, als

von all seinen Bibelschullektionen. Er sah Paul an als einen indischen Missionar für Amerika. Manchmal, wenn sie zusammen reisten, kam es vor, daß Ed mitten in der Nacht durch unterdrücktes Schluchzen aus tiefem Schlaf geweckt wurde. Wenn er dann versuchte, durch die Dunkelheit zu sehen, erkannte er Paul, der auf den Knien lag und vor Gott um verlorene Seelen weinte und um Ausrüstung mit der Kraft des Heiligen Geistes bat, um die Verlorenen mit dem Evangelium zu erreichen.

Paul hatte geplant, auch das Sommersemester zu belegen, aber Gott hatte es anders geplant. Der Mitschüler Clyde Daly hatte Paul angeboten, ihn während der Sommerferien zu einer Predigtreise quer durchs Land zu fahren. Es war eine dieser »verrückten Ideen«, die Gott so gerne mit seinen Wundern segnet zu seiner Ehre. Zwei junge Männer ohne Verbindungen in einem Land, in dem die Pastoren eifersüchtig ihre Kanzeln und Kollekten bewachen, machten sich in einem dreizehn Jahre alten Dodge auf den Weg. Clyde hatte Paul erst einmal predigen hören, und zwar in einem großen Sheriffs-Gefangenenlager nördlich von Los Angeles. Er war sehr beeindruckt gewesen von der großen Zahl junger Männer, die nach vorne gekommen waren, um Christus anzunehmen. Da er keine bestimmten Pläne hatte, fuhr Clyde erst nach Bend in Oregon. Dort wohnte sein Stiefbruder. In dieser Gegend hielt Paul zwanzig Versammlungen. Abend für Abend predigte er. Der Geist Gottes redete mächtig, und viele kamen nach vorne. Diese Seelen, die von einem ehemaligen Hindu angerührt waren, würden niemals wieder dieselben sein. Viele der Freundschaften, die sie unter diesen einfachen Landmenschen schlossen, sollten ein Leben lang halten.

Bevor Paul Ost-Oregon verließ, das so wenig gastfreundlich ausgesehen hatte, hatte er genug Geld erhalten, um seine Frau und den kleinen Sohn nach Los Angeles zu holen. Es erschien wie ein Wunder! Bei dem tränenreichen Abschied von Devi hatten sie nicht erwartet, sich vor Ablauf von fünf Jahren wiederzusehen. Nun besaß er nach nur sieben Monaten das Geld für die Flugtickets – ein unerwartetes Geschenk seines himmlischen Vaters! Alles, was jetzt noch fehlte, war ein Bürge. Sicherlich

wußte der Herr, wie dieser Wunsch auch erfüllt werden konnte.

Als Paul einige Wochen später durch die Gegend von Chicago reiste, machte er halt, um Dr. John Rice zu besuchen. »Wie ist es mit Ihrer Frau, Bruder?« fragte Dr. Rice. »Wann denken Sie, sie in die Staaten bringen zu können?«

»Der Herr hat mir das Geld für den Flug auf wunderbare Weise gegeben«, antwortete Paul, »aber sie kann nur ein Visum bekommen, wenn sie einen Bürgen findet.«

»Heißt das, jemand, der für ihren Unterhalt in diesem Land die Garantie übernimmt?«

»Ja. Bitte, denken Sie auch im Gebet daran!«

»Ich bete nicht für Dinge, die ich selbst tun kann«, kam die direkte, doch liebevolle Antwort. »Ich werde Ihnen den Bürgerschaftsbrief geben!«

Als sie zum Herbstsemester zurück nach Biola kamen, freuten sich alle Mitschüler über die Führung, die sie auf dieser Sommerreise erlebt hatten. Aber kein einziger war auch nur halb so aufgeregt wie Paul. Gott hatte ihn, einen ehemaligen Hindu, gebraucht, um Menschenleben umzugestalten und aufzuwecken in diesem reichen, hochentwickelten Amerika. Das war Beweis genug, daß Gott darum auch einheimische Inder benutzen konnte, um Indien zu evangelisieren. Die fremden Missionare, die alle Weiße waren, machten oft den Eindruck, als ob indische Gläubige nicht in der Lage seien, christliche Führerschaft zu übernehmen. Viele indische Christen besaßen diesen Minderwertigkeitskomplex, weil sie ihr Leben lang unter britischer Regierung gelebt hatten. Es waren seine Landsleute gewesen, die ihm gesagt hatten, er träumte einen unmöglichen Traum. Aber Gott hatte seinen Glauben gestärkt. Wenn Paul überlegte, was man an Unkosten einsparen könnte, wenn man Missionare aus dem eigenen Land hätte – man brauchte keine teuren Überseereisen zu bezahlen –, und an Anpassungs- und Sprachschwierigkeiten, dann jubelte sein Herz über die göttliche Weisheit, die ihn leitete.

Weil Devi und Johnny bald kommen würden, begann Paul sich nach einer Mietwohnung umzuschauen. Sie mußte billig sein und nahe bei Biola liegen. Endlich fand er eine nördlich der unteren

Stadtbücherei, inmitten von alten, verwohnten Mietskasernen, die für eine Autobahn abgerissen werden sollten. Nicht gerade die angenehmste Nachbarschaft mit ihren notorischen Trinkern und den Huren. Aber für jemand, der die amerikanische Lebensweise nicht kannte, war es das Billigste, was er finden konnte. Und im Vergleich zu den indischen Slumhütten, die aus Lehm und Palmblättern zusammengeschiert, und aus Blechresten, Kistenbrettern und allem möglichen gebaut waren, sahen diese Häuser wie das Paradies aus. Paul hatte keine Ahnung, daß er in die Slums von Los Angeles eingezogen war. Freunde halfen ihm beim Säubern und Anstreichen. Das erste Telefongespräch, das er seit seinem Einzug führte, war mit einer Bekannten, die er in der Villa-Kapelle, einer kleinen Brüdergemeinde in Pasadena kennengelernt hatte. »Einige von uns würden gerne kommen und Sie besuchen, Paul«, sagte sie.

»Vielleicht später . . .«, begann er und suchte an einer Entschuldigung. Ihre Wohnungen waren so schön, aber diese . . . »Ich habe noch nicht einmal einen Stuhl, auf dem Sie sitzen können.« Es war peinlich.

»Darum kommen wir ja gerade. Wir wollen Ihnen helfen.« Und das taten sie auch! Frau Erte, Frau Granley, Fräulein Le Tournaux und noch andere brachten Betten, Tische, Stühle, sogar Schüsseln, Bettzeug und alles, was Devi benötigen würde, um einen Haushalt zu führen, wenn sie kam. Es war nicht gerade Beverly Hills, aber es war zumindest bequem. Dabei wußte Paul, daß Devi sich freuen und auch dankbar sein würde, genau wie er, nicht nur dem Herrn, sondern auch den freundlichen, fürsorglichen Freunden, die es möglich gemacht hatten.

Welch glücklicher Tag, als Paul das Telegramm erhielt, das Devis Flug ankündigte! Sie würde noch früh genug vor Weihnachten da sein! Am glücklichsten war er jedoch, als er mit zwei bis drei Dutzend Freunden zum Flugplatz ging, um sie abzuholen. Fast platzte er vor Freude. Er dachte darüber nach, wie sie wohl aussehen würde und wie groß Johnny schon sein konnte. Mit vierzehn Monaten konnte er ja schon laufen und sogar sprechen, vielleicht »Dadda« sagen?

Der Anschlußflug von Honolulu landete. Dies war die letzte Teilstrecke auf der langen Reise von Kalkutta. Als die Passagiere braun gebrannt und mit Hawai-Kränzen aus dem Flugzeug stiegen, wurde Pauls Aufregung schlimmer, sie verwandelte sich in Furcht und schließlich in bittere Enttäuschung. Kein Anzeichen von Devi. Ed Murphy bat einen Angestellten des Flugplatzes, die Liste der Passagiere nachzusehen. Devis Name war nicht darauf. Hatte sie denn gebucht? Ja, das war bestätigt, aber sie war nicht in dem Flugzeug gewesen.

Als Paul zuhörte, was Ed ihm sagte, befahl ihm eine dunkle und schreckliche Befürchtung. »Morgen wird sie in dem Flugzeug sein, Bruder. Sie hat den Anschluß verpaßt«, so versuchten seine Freunde ihn aufzurichten. Aber eine Stimme tief in seinem Inneren sagte ihm, daß er sich falschen Hoffnungen hingäbe. Als Ed ihn heimfuhr, begann Paul zu zittern und brach schließlich in Schluchzen aus.

»Schau her, Bruder«, sagte Ed besorgt. Er war erschrocken, Paul in einem solchen Zustand zu sehen. »Ich bleibe heute abend bei dir in deiner Wohnung, okay?«

Lange beteten sie zusammen. Als Ed endlich schlafen ging, lag Paul noch immer weinend auf seinen Knien. Erst später würde er erfahren, daß Devis Flug von Tokio nach Honolulu irgendwo spurlos im Pazifik untergegangen war, ohne auch nur ein Zeichen von Überlebenden. Er wußte nur, daß er ein überwältigendes Gefühl des Verlustes verspürte.

Während er weinte und betete, sah er sich zwei Fragen gegenüber: War er gewillt, das Ziel einer Bibelschule in Indien weiter zu verfolgen, auch wenn es ihn seine Frau und sein Kind kostete? Und würde er trotz allem der Weisheit und Fürsorge seines himmlischen Vaters trauen?

Auf seinen Knien kämpfte Paul bis er »Ja« sagen konnte. Er wollte weiter vertrauen und gehorchen. Aber der tiefe, reißende Schmerz war noch immer da.

## 11. Das »Hindustan Bible Institute«

Am nächsten Abend war Paul wieder am Flugplatz, um den gleichen Anschlußflug von Honolulu abzufangen. Er redete sich ein, daß Devi mit diesem Flug kommen würde, obgleich eine tiefe innere Stimme ihm sagte, daß es nicht so sei. Diesmal kamen nur wenige Freunde mit ihm, einige wenige, die gewillt waren, noch einmal einen Abend für eine vage Hoffnung zu opfern. Eigenartigerweise hatten weder Paul noch seine Freunde den Zeitungsbericht gelesen über das spurlose Verschwinden von Devis Flug von Tokio nach Honolulu.

Wieder fuhren Ed Murphy und Paul heim, nachdem sie vergeblich gewartet und beobachtet hatten, wie alle Passagiere aus dem Flugzeug ausstiegen. Immer noch keine Spur von Devi. Das wurde noch eine Gebetsnacht für Paul – noch eine Nacht des Betens und Sich-Erforschens. Würde er wirklich seines Vaters Willen ohne Klage hinnehmen? Glaubte er immer noch, daß Gott ihn liebte? Die einzige mögliche Antwort zu jeder dieser Fragen war eine bejahende.

Devis letzte Stunden in Indien waren voll von Aufregung und Abschiedsschmerz gewesen. Ihre Mutter hatte die letzten drei Tage vor der Abreise nur geweint, denn sie hatte gehnt, daß eine Tragödie aus dieser Reise entstehen würde. Dr. Raju hatte seine Tochter auf der Bahnreise zum Flughafen nach Kalkutta begleitet. Als er beobachtete, wie das Flugzeug sich vom Boden erhob, war er plötzlich von einer furchtbaren Angst befallen worden, daß er falsch gehandelt hätte, als er sie hineinsetzte. Da war er zum ersten Mal in seinem Leben in Ohnmacht gefallen. Als Indien in der Ferne verschwand, hatte Devi sich gefragt, ob sie ihr Land und ihre Eltern je wiedersehen würde.

Früh am dritten Abend, als Paul in seiner kleinen Wohnung allein saß und auf Ed wartete, der ihn wieder zum Flughafen fahren wollte, schellte das Telefon. Es war die Luftfahrtgesellschaft – sie hatten Devi gefunden! Es gab keine Erklärung für die Verzögerung, aber sie war auf der Passagierliste von Hawai an

diesem Abend. Es hörte sich zu schön an, um wahr zu sein. Paul rief Ed Murphy und Bill Wood an, und sie informierten viele andere Freunde.

Jetzt stand eine Freundesgruppe von fast fünfzig Menschen zum Empfang bereit, die fröhlich auf Devi warteten. Sie kam aus dem Flugzeug und trug Johnny und zwei kleine Taschen. Die ersten Augenblicke des tränenvollen Wiedersehens waren erfüllt von rasantem Telugu, bis es Paul klar wurde, daß niemand sie verstand. Er begann, Devi zu übersetzen. Sie schien zu erregt und zu ängstlich zu sein, um ihr armseliges Englisch auszuprobieren.

»Sie spricht noch nicht sehr gut englisch«, entschuldigte Paul sie bei allen, die um sie standen. »Das hat aber ihr Leben gerettet. In Tokio verstand sie den Lautsprecher nicht, als ihr Flug nach Honolulu ausgerufen wurde. So verpaßte sie den Flug und mußte die Nacht im Flughafen verbringen. Am nächsten Morgen hörte sie, daß das Flugzeug, welches sie verpaßt hatte, irgendwo im Pazifik verschwunden war. Es tut mir leid für die vielen, die umgekommen sind, aber ich preise den Herrn, daß er Devi und Johnny erhalten hat!«

Devi gefiel die kleine Wohnung gut, und sie war glücklich, wieder mit Paul vereint zu sein. Sie entschlossen sich, einige Freunde einzuladen, um mit ihnen zu feiern. Paul rief Ed Murphy und Clyde Daly an, um sie zum Essen einzuladen. »Wir werden Hühner-Curry und Reis auf indische Art haben«, versprach er ihnen. »Im Leben habt ihr so etwas noch nicht gegessen.«

Das wurde wirklich wahr. Devi hatte in ihrem ganzen Leben noch nie einen Kühlschrank gesehen und noch nie von gefrorenen Lebensmitteln gehört. Sie verstand nicht, warum das Hühnchen, das Paul gekauft hatte, so kalt und steinhart war. Es sei denn, daß amerikanische Hühnchen eben so waren. Irgendwie gelang es ihr, es zu zerschneiden. Aber es wurde einfach nicht gar, und sie wußte nicht warum. Paul war zu beschäftigt, Ed und Clyde seinen Johnny vorzuführen. Er konnte weiter nichts tun, als Devi daran zu erinnern, daß die Gäste warteten. Und wo blieb das Essen? So trug Devi das Hühnchen auf. Sie wunderte sich zwar immer noch über die zähen amerikanischen Hühner.

Ed und Clyde taten, was sie konnten, um das rohe Fleisch zu kauen, aber Ehemänner müssen nicht unbedingt höflich sein. »Was ist passiert?« rief Paul, als er sein erstes Stück »Leder« erwischte, das nach Hühnerfleisch schmeckte. Devi war so verlegen, daß sie weinte. Ihre erste Mahlzeit in Amerika – und dann noch für Besucher – war fehl geschlagen. Plötzlich verstand Paul, was geschehen war. »Das Hühnchen war tiefgefroren!« erklärte er. Als er Devis Gesicht sah, mußte er lachen. »So etwas hat sie noch nie gesehen. Leider vergaß ich ihr zu sagen, daß man es vorher auftauen muß. Ich war so damit beschäftigt, meinen Sohn zu genießen!«

Aber was machte das schon aus, nachdem Devi mit Johnny heil angekommen war. Wer würde nach einem solchen Wunder noch über irgend etwas anderes klagen?

Devi ließ sich für Februar im Biola einschreiben. Es war kaum zu glauben, daß sie nur ein Jahr hinter Paul zurück war. Es gab einen Kindergarten für Johnny, und trotz ihrer Pflichten als Hausfrau und Mutter gelang es ihr, im Studium sehr gut voranzukommen. Englisch lernte sie nebenbei.

Mehr und mehr sprach Paul über seine Absichten. Freunde und Lehrer nahmen ihn immer ernster. Dr. William Orr, der zu der Zeit Vicepräsident im Biola war und Dr. Feinberg, einer der Professoren, begannen, Paul Mut zu machen, eine Gemeinnützige Gesellschaft zu gründen. Auf diese Weise konnte er schon Geld sammeln für den Tag, an dem er das Abschlußexamen machen und nach Indien zurückgehen würde, um die Schule zu beginnen. Aber er hatte auch noch andere kräftige Fürsprecher für diesen Gedanken.

Es schien ein wenig lächerlich, als eine kleine ernste Gruppe, die nichts Greifbares aufzuweisen hatte außer einem großen Glauben, zusammenkam. Es war am Samstagnachmittag, dem 25. November 1950, als man zusammenkam zur ersten Geschäftsversammlung des Vorstandes des »Hindustan Bible Institutes«.

Bei der ersten Versammlung kam nicht sehr viel zustande, doch war es ein Anfang. Man sprach über das Glaubensbekenntnis und entschloß sich dann, das von Biola zu übernehmen, statt ein neues

zu schreiben. Der Vorstand beschloß, ein Postfach einzurichten und auch ein Bankkonto zu eröffnen, obwohl kein Geld vorhanden war, um es einzuzahlen. Paul hatte bisher aus Kollekten und von Freunden Geld erhalten. Von jetzt an würden alle Gaben dem Vorstand übergeben werden. Er konnte hinfort nichts für sich behalten. Ein monatliches Anfangsgehalt für Lohn und Ausgaben von 200 Dollar wurde für Paul festgelegt. Er wurde zum »Direktor« der Schule ernannt, die noch nicht bestand. Ein Verwaltungsrat wurde gebildet. Außerdem beriet man, einen Beratungsausschuß zu bilden, der sich aus führenden Evangelikalen zusammensetzen sollte, etwa Pastoren und Evangelisten. Man bat Paul einen Briefkopf zu entwerfen, und Ed Murphy sollte einen Prospekt auswerten, der den »Ursprung und die Absicht« des »Hindustan Bible Institutes« erklärte. Es war eine zuversichtliche Gruppe. Sie sprachen und beteten, als ob wirklich etwas aus dieser Schule werden würde, die Pauls Freunde in Indien noch immer als ein »verrücktes Vorhaben« ansahen.

Der Werbeslogan, den diese neue Gruppe benutzen wollte, hieß: »Sendet Missionare, und bildet Missionare aus!« Der Gedanke dahinter war, daß man noch so viele Missionare wie möglich vom Westen nach Indien senden sollte, solange dies noch möglich war. Die Türen waren offiziell noch nicht geschlossen, aber man rechnete bald damit. Ausgebildete amerikanische Christen, die schon Erfahrungen im Glauben gemacht und Bibelschulen absolviert hatten, würden bei der Gründung der neuen Bibelschule von großem Wert sein.

Im April 1951 erhielt die »Keimorganisation« den ersten Antrag von einem Ehepaar, das als Missionare in Indien dienen wollte. David Jones und seine Frau Marion hatten beide das Wheaton College absolviert, und David würde seine Studien am Pasadena »Fuller Theological Seminary« im Mai beenden. Sie hatten vor, im Sommer und Herbst noch um Unterstützung zu werben und dann im nächsten Januar nach Indien zu gehen. Nach viel Gebet und manchen Unterredungen wurde das Ehepaar angenommen. David würde der erste Studienleiter der neuen Schule sein, wenn sie eröffnet würde. Die Familie Jones stellte sofort einen Antrag auf

das Visum, und jeder wartete gespannt und sie mußten lange warten.

Bei ihrer Predigtreise im Sommer 1951 trafen Paul und Ed Murphy, der der erste Schatzmeister des Rates geworden war, den zweiten Missionskandidaten, Edgar Dreschler. Er war gerade mit der Bibelschulausbildung im Osten fertig. So kam er nach Los Angeles, um sich dem Aufsichtsrat vorzustellen, und auch er wurde als Lehrer an der Schule angenommen. Auch er mußte sogleich Pläne machen, um nach Indien zu gehen. Die Abreise von David und Marion Jones mit ihrem kleinen Mädchen mußte nun bis April 1952 verschoben werden. Obgleich die Visa noch nicht erteilt worden waren, hatte der Aufsichtsrat doch gute Zuversicht und beschloß im Februar 1952, für die Familie Jones am 21. März ein besonderes Abschiedsessen zu veranstalten.

Die neue Organisation hatte kein Geld, um Pauls Flug nach Indien zu bezahlen. Darum machte er sich mit Devi und einer ihrer Freundinnen per Auto auf den Weg nach New York. Die Freundin sollte Devi später zurück nach Los Angeles begleiten. Sie waren noch nicht viele Meilen gefahren, da hatte der Herr ihnen schon die ganze Summe für Pauls Reise gegeben, und zwar durch eine Opfersammlung in einer Gemeinde. Dort hatten Paul und Ed früher einmal eine Woche lang besondere Versammlungen gehalten, und ungefähr vierzig Leute hatten Christus angenommen.

Paul machte Zwischenlandung in London und verbrachte zwei Tage bei Gläubigen, die von Kharagpur nach dort ausgewandert waren. Diese Leute waren einige seiner engsten Freunde in Indien gewesen. Er hatte erwartet, daß sie ihm bei den Unkosten des Schulbeginns halfen. Aber sie zeigten sich dem Gedanken gegenüber sehr kühl und trugen nichts dazu bei, außer dem vorsichtigen Hinweis, daß ihm Amerika in den Kopf gestiegen sei und er noch immer so unpraktisch war wie früher. Paul fand die gleiche Einstellung bei seinen Freunden in Madras, als er dort ankam. Er verkündigte begeistert, daß er nun zurückgekehrt sei, um die Bibelschule zu eröffnen, für die er solange geredet und gebetet hatte. Die Leute pflegten dann zu sagen: »Nachdem er einige Monate in Amerika studiert hat, will der Bursche schon Präsident

einer Bibelschule sein. Welch ein betrügerischer Angeber!« Einige sagten es Paul ins Gesicht, aber die meisten flüsternten es hinter seinem Rücken.

Paul war aber immer noch entschlossen, auf Gott und nicht auf Menschen zu hören, trotz dieser enttäuschenden Reaktion seiner christlichen Freunde. Er mietete ein kleines Haus am Stadtrand und begann, Studenten für das »Eröffnungssemester« im Oktober zu werben. Die Miete für das Haus betrug 20 Dollar im Monat. Das Gebäude war zweistöckig, hatte ein großes Wohnzimmer, eine weniger große Küche und ein Esszimmer im Erdgeschoß, sowie zwei Zimmer oben. Es würde eng werden – so hoffte er inbrünstig –, doch es genügte. Letzten Endes plante er ja nichts ähnliches wie Moody oder Biola, sondern nur eine kleine Schule. Vielleicht war das Wort »Institut« doch ein wenig großartig. Aber nun hatten sie schon die Briefköpfe, darum war es zu spät, etwas daran zu ändern.

Einige Wochen nach Pauls Ankunft kam Edgar Dreschel mit einem sechs monatigen Touristenvisum ins Land. Es war die einzige Möglichkeit, um schnell einzureisen, und er hoffte, sein Besuchervisum so lange erneuern zu können, bis er eine Daueraufenthaltsgenehmigung erhielt. Er begleitete Paul auf einer Reise in den Süden. Dort drehte Paul einen Film von einem Hindufest. Die Bilder würden in den Vereinigten Staaten sehr wertvoll sein. Denn die Christen dort hatten solch unklare Vorstellungen von Indern und vom Hinduismus. Dieser Film würde ihnen helfen, die Wichtigkeit für die Ausbildung neuer Missionare zu verstehen, die dann das Evangelium zu den 600 000 Dörfern bringen sollten, in denen kein einziger Christ lebte.

Auf dem Rückweg nach Madras blieb Paul einige Tage in Bangalore. Er wollte seinen alten Freund Silas Fox besuchen, der dort Versammlungen hielt. Silas war überwältigt vor Freude, als er Paul wiedersah, jedoch von der Idee, eine Bibelschule zu beginnen, war er nicht so begeistert. Damals dachten die meisten »Offenen Brüder«, systematischer Bibelunterricht hindere das Wirken des Heiligen Geistes. So dachte auch Silas. Er erwähnte, daß sein ältester Sohn Donald, der seit vielen Jahren an einer Schule

Missionarskinder unterrichtete, gerade seinen Posten aufgegeben hatte.

»Du solltest einmal Kontakt mit ihm aufnehmen«, sagte Silas. »Er betet um Führung vom Herrn für seine Zukunft.«

»Ich werde ihm schreiben, sobald ich nach Madras zurückkomme«, versprach Paul.

Wunder über Wunder, als die Schule zur Eröffnung bereitstand, waren fünf Studenten zum vollzeitlichen Studium aufgenommen worden. Sie würden nachts im Eßzimmer schlafen und tagsüber dort studieren und essen. Paul war ebenso begeistert, als wären 500 da, und er lud die Christen von Madras zu einer »Eröffnungszereemonie« ein. Mehr als 200 kamen, und sie saßen draußen in dem kleinen Hof auf gemieteten Stühlen. Der Bildungsminister für den Staat Madras leitete die Feier. Er war ein frommer, wiedergeborener Christ. Einer der fünf Studenten spielte die Violine, ein anderer eine geliehene Orgel. Der Hauptredner war der Vorsteher eines evangelischen Seminars, das einige hundert Meilen entfernt lag. Paul hatte erst von diesem Seminar erfahren, nachdem er schon nach Amerika gegangen war. Er erklärte die Notwendigkeit, daß Inder ihr eigenes Land evangelisieren müßten. Paul sprach auch zu diesem Thema. Er sagte, daß das »Hindustan Bible Institute« anders programmiert sei, als normale Seminare. Es würde nicht daran interessiert sein, Pastoren für fest gegründete Gemeinden auszubilden, sondern vielmehr Evangelisten als Pioniere für Gegenden, wo Christus nicht bekannt war. Dort müßten neue Versammlungen gegründet werden. Dies war die Leidenschaft, die ihn besessen hatte von dem Tage an, als er am kleinen frischen Grab seines erstgeborenen Sohnes geweint hatte. Durch die Gnade Gottes würde es jetzt erfüllt werden.

Gemeinsam mit seiner Frau kam Donald Fox im Dezember an, um die Leitung der Schule zu übernehmen. Paul blieb bis Mitte Januar, er unterrichtete und half bei der Organisation und Verwaltung. Jetzt lief auch eine Abendschule mit achtundzwanzig Schülern. Der Missionar einer nahe gelegenen Brüdergemeinde erteilte den Unterricht.

Manchmal lief Paul in die Garage, in der er wohnte, auf und ab.

Sein Herz zersprang dann fast vor Lob und Preis für Gott, der soviel getan hatte. Zu anderen Zeiten war er überwältigt vor Freude, daß die Schule nun wirklich angefangen hatte. Das war besonders der Fall, wenn er auf dem kleinen gemieteten Grundstück umherging oder vor den fünf Studenten stand, um sie zu unterrichten. Es war zwar nicht viel, und sie wußten auch nicht, wo das Geld für den Unterricht herkommen sollte – denn die Studenten konnten kein Schulgeld bezahlen –, aber es war etwas, ein Anfang, und Paul war froh.

Nachdem das »Institut« auf diese Weise zaghaft, aber unwiderlegbar geboren worden war, flog Paul zurück nach Los Angeles. Mitte Januar 1953 wollte er wieder bei seiner Familie sein, um seine eigene Ausbildung im Biola weiterzumachen.

## 12. Glaube oder vergebliche Hoffnung?

»Seit wir nun wirklich eine Schule in Indien haben, bin ich viel optimistischer in bezug auf Missionare, die einreisen wollen!«

Mit diesen hoffnungsvollen Worten schloß Paul seinen begeisterten Bericht am 31. Januar bei der Versammlung des Verwaltungsrates, nachdem er von Indien zurückgekehrt war. Der Herr wurde viel gepriesen über seiner Güte. Man war auch glücklich über den Antrag eines dritten Ehepaares, Bill Head und Frau. Sie wollten als Missionare nach Indien gehen und hofften, am »Hindustan Bible Institute« Handwerksunterricht zu erteilen.

»Holt so viele Missionare wie möglich, bevor die Türen sich schließen!« Mit Beständigkeit und ziemlichem Optimismus wurde dieses Ziel immer wieder genannt.

Darum war es ein schwerer Schlag, als einige Monate später von Delhi die Nachricht kam, daß die Familie Jones keine Einreiseerlaubnis erhalten würde. Dieser Nachricht folgte ein Brief von Dreschel, daß sein Besuchervisum nicht erneuert würde und er deshalb Indien sofort verlassen mußte. Als man ihm das Rückfahrgehalt sandte, war das Bankkonto gefährlich zusammengeschnitten, und die Schule befand sich in einer schwierigen Lage, da fast kein Wirtschaftsgeld vorhanden war. Der Verwaltungsrat entschied, daß keine Missionare mehr auf Besuchervisum ausreisen sollten. Eine Hoffnung war jedoch geblieben, daß die Heads freundlich behandelt würden. Denn Bill hatte den Antrag gestellt, um praktische Kurse, wie Schreinerei, Elektrotechnik und Drucken durchzuführen. Die indische Regierung würde *das* doch befürworten. Außerdem konnten die Absolventen sich dann selbst unterhalten, so nebenbei, während sie das Evangelium in ganz Indien predigten. Es klang so vernünftig – und gerade darum war es umso unerklärlicher, als auch den Heads die Einreise nach Indien verweigert wurde.

Daraus entstand eine schwierige Krise für die junge Organisation.

»Es ist nun ganz klar, daß wir keine Missionare nach Indien

senden können«, so begann David Jones seine überzeugende Rede an den Aufsichtsrat im Juni 1953. »Weil das eine Tatsache ist, schlage ich vor, daß dieser Ausschuß aufgelöst wird. Die ganze Sache sollte in Indien durch Inder durchgeführt werden. Wenn wir keine Missionare aussenden können, sollten wir uns überhaupt nicht einmischen.«

Eine lange und hitzige Diskussion folgte. Zu diesem Zeitpunkt traf Dreschler wieder in Amerika ein. Sein Schiff hatte kurz vorher in San Francisco angelegt. Er war direkt nach Los Angeles gekommen, um dem Aufsichtsrat seinen pessimistischen Bericht zu geben. Paul schrie in seinem Herzen zum Herrn. Er wußte, daß Indien auf Amerikas Hilfe angewiesen war. Zu seiner großen Erleichterung bestätigte der Aufsichtsrat einmütig, daß die Organisation mit dem Zweck gegründet worden war, eine Bibelschule in Indien finanziell zu unterstützen. Obgleich keine Mitarbeiter aus diesem Land gesandt werden konnten, war die Schule außerordentlich wichtig und sollte unterstützt werden. Gott hatte Paul eine klare Vision gegeben, und die Mitglieder des Aufsichtsrats hatten den Auftrag Gottes angenommen. Darum würden sie weiter tun, was sie konnten.

Bei der nächsten Versammlung wurde der Rücktritt von David Jones, der als erster Studienleiter gewählt worden war, mit großem Bedauern angenommen. David und Marion fühlten einen ganz starken Ruf aufs Missionsfeld. Da ihnen Indien keine Einreisegenehmigung erteilte, hatten sie sich entschieden, mit einer anderen Missionsgesellschaft nach Honduras zu gehen.

Ein kleiner Hoffnungsschimmer blieb noch, um Missionare nach Indien zu bekommen. Es gab da einige Bewerber, die den Vorschlag machten, mit Studentenvisa an der Universität von Madras für höhere Diplome weiterzustudieren und gleichzeitig am »Hindustan Bible Institute« zu unterrichten. Ed Murphy und seine Frau Loretta gehörten auch zu denen, die auf diese Weise in Indien einreisen wollten. Aber auch diese Hoffnung schwand. Die verzweifelte Organisation hatte nun keine andere Wahl, als das »Sendet Missionare« aus ihrem Werbeslogan zu streichen. Sie mußte nun alle Aufmerksamkeit darauf richten, »Missionare

auszubilden« für Indien. Ohne Zweifel hatte sich Pauls erste Voraussage über den Einfluß der Unabhängigkeit als richtig erwiesen. Die Notwendigkeit, Inder zur Evangelisation in ihrem eigenen Land auszubilden, hätte nicht lebhafter geschildert werden können. Für das neue Semester hatte die Schule bereits acht registrierte Studenten. Es war ein ermutigender, wenn auch nicht großartiger Fortschritt. Donald Fox berichtete, daß er versuchte, ein größeres Haus zu mieten.

Die folgenden Monate verliefen sehr schnell für Paul und Devi. Sie studierten, machten lange Predigtreisen, knüpften viele dauerhafte Freundschaften und bestanden drei Abschlußexamen – Devi und Paul je ein »Bachelor«-Diplom vom Biola und Paul noch ein »Masterdiplom« von einem baptistischen Seminar. Wenn sie auf die weniger als fünf Jahre in den Vereinigten Staaten zurückblickte, schien es Devi unmöglich, daß sie neben allem anderen, was geschehen war, auch noch drei gesunde Kinder zur Welt gebracht hatte.

Nun begann die Gupta-Familie sich in diesem Land, das ihnen zuerst so beängstigend und fremd erschienen war, zu Hause zu fühlen. Jetzt war es ihr Land, und es waren ihre Landsleute. Die liebevolle Verbundenheit mit vielen Freunden war jetzt sehr stark.

So wurde die Freude auf die Rückkehr nach Indien gedämpft durch die Trauer des Abschiednehmens. Paul und Devi gingen an einem heißen Augusttag im Jahre 1955 mit ihren 4 Kindern zum Hollywood-Burbank-Flugplatz, um ein Charterflugzeug über London nach Bombay zu besteigen. Johnny war schon fast sieben Jahre alt, Ruth über drei, Paul (dessen Spitzname »Bobby« war) gerade zwei und Samuel gerade 6 Wochen alt. In den Augen vieler Freunde, die kamen, um Abschied zu nehmen, sah man Tränen. Es wurden ihnen Geschenke mitgegeben und ernsthafte Versprechen, für sie und die wachsende Schule zu beten. Als sich das Flugzeug in die Luft hob, versuchten Paul und Devi den aufgeregten Kindern zu erklären, daß ihre Heimat eigentlich Indien war. Drei der Kinder hatten keine andere Heimat als Los Angeles kennengelernt. Doch nun sagten ihre Eltern, daß sie nach Hause flogen, weil Gott dort für sie alle eine ganz besondere Arbeit hatte.

Dr. Raju war so erregt und stolz, wie nur ein Großvater sein konnte, als er sie in Bombay abholte. Er begleitete sie auf der Bahnfahrt nach Narsapur. Als Devi endlich wieder durch das so bekannte Haus und hinaus in den Garten ging, zeigte sie ihren Kindern, wo sie aufgewachsen war.

Devi blieb einige Zeit bei ihren Eltern, so konnten diese ihre Enkelkinder noch genießen. Aber Paul eilte nach Madras, um ein geeignetes Wohnhaus in der Nähe der Schule zu suchen. Er kam gerade rechtzeitig zur Abschlußfeier des ersten Studenten. Von den fünf, die sich in jenem ersten Jahr hatten einschreiben lassen, war einer der Schule verwiesen worden, und ein anderer war weggegangen. Die beiden anderen würden im nächsten Jahr ihren Abschluß machen. Donald Fox nannte den Tag »Belohnungstag«, denn man ehrte nicht nur den, der das Studium erfolgreich beendete, sondern jeder Student, der gute Noten aufweisen konnte, bekam einen Preis. Es war ein herzbewegendes Erlebnis für Paul. Nur ein Schulabgänger – das war sehr wenig – und außerdem nur eine Handvoll Studenten, aber der Herr hatte begonnen, seine Verheißung wahr zu machen.

Paul mußte sich immer wieder daran erinnern, daß er nicht träumte, daß es Wirklichkeit war, als er die Versammlung überschaute. Etwa 500 Menschen waren zur Methodistenkirche gekommen, um an der Feier teilzunehmen, und Paul war überwältigt von Gottes Güte.

Nach längerem Suchen fand Paul ein Haus, und seine Familie konnte nach Madras umziehen. Devis Ausbildung im Biola war nicht vergeblich gewesen. Sie konnte mehrere Stunden Unterricht übernehmen, nachdem Manoma zu ihnen kam. Manoma war von Amy Charmichael erzogen worden, seit sie mit zehn Monaten zur Waise wurde. Inzwischen war sie über vierzig und eine treue Christin mit einem leuchtenden Gesicht und einer liebevollen Art. Für die Kinder wurde sie wie eine Großmutter, und sie nahm den Platz von Devis Mutter ein, als diese bald unerwarteter Weise starb.

Die erste Krise kam für die Schule wenige Wochen, nachdem die Guptas in ihr Haus eingezogen waren. Paul war gerade zu Hause,

als Donald an der Tür erschien. Er sah verstört aus, und sein rotes Haar glänzte vom Regen. Er war klein und muskulös, aber ein Mann der Disziplin und der Tat. Doch hier war nun ein Problem, welches verlangte, augenblicklich gelöst zu werden: der erste Studentenaufstand. Paul ahnte nicht, daß noch mehrere folgen würden, und zwar größere.

»Du mußt sofort herüberkommen und ihnen erklären, wer hier der *Direktor* ist«, sagte er. Er war nicht zimperlich mit Worten. »Seit du aus den Staaten zurückgekommen bist, gibt es ununterbrochen disziplinarische Schwierigkeiten. Die Studenten gehorchen mir nicht, sie wollen alles erst von dir bestätigt haben!«

Paul zögerte keinen Augenblick, die Studenten zusammenzuruufen und ihnen klipp und klar zu sagen, daß Donald Fox der Direktor der Schule war und daß *jeder*, Paul mit eingeschlossen, seinen Anordnungen zu gehorchen hätte. »Ihr seid hier, um Gottes Wort zu studieren, um zu lernen, wie man Jesus nachfolgt und sein Evangelium in Indien zu verbreiten«, erinnerte er sie ernst. »Wer nicht einem Diener des Herrn gehorchen will, der will ihm selbst auch nicht gehorchen. Entweder ihr folgt den Richtlinien, oder ihr verlaßt die Schule!«

Das war Pauls erste »Ultimatum-Rede«. Aber er würde noch mehr davon halten und als ein Mann bekannt werden, der »die Richtung angibt«. In den kommenden Monaten und Jahren würde er entdecken, daß die Schüler zwar gekommen waren, weil sie Christus nachfolgen und seinen Namen predigen wollten, daß aber Satan nie aufhörte, Aufruhr und Unzufriedenheit anzustiften. Und dem mußte man energisch entgentreten.

Jeden Nachmittag gingen die Schüler nach einem vollen Morgenprogramm hinaus auf die Straßen. Dort wurde gepredigt, man verteilte Traktate, verkaufte Evangelien und sprach, wenn irgend möglich, mit Hindus. Für die meisten war das eine neue Erfahrung. Wie begeistert waren sie, wenn sie zusammenstanden, sangen und ihre Instrumente spielten! Sie beobachteten dann, wie sich auf der Straße schnell eine Menschenmenge um sie sammelte. Danach predigten sie Christus freimütig den zuhörenden Hindus und Muslimen. Auf vielen Gesichtern sahen sie echtes Interesse.

Wie freuten sie sich über die, die nach vorne kamen, niederknieten und Christus annahmen. Kaum ein Schüler blieb der gleiche, der er gewesen war, nachdem er so etwas miterlebte. Obgleich die Schule noch immer klein war, hatte sich für Paul eine Vision erfüllt.

Wer stand eines Tages vor ihrer Haustür? Pauls Bruder! Sie hatten sich siebzehn Jahre nicht mehr gesehen. Es gab viel zu fragen und zu erzählen. Beide Eltern, natürlich auch Jaigee, sowie viele Onkel und Tanten waren nun tot. Endlich erklärte Pauls Bruder, warum er gekommen war. »Vater hat mich beauftragt, dir zu sagen, daß das Geschäft dir gehört . . . wenn du wieder ein Hindu wirst. Das waren fast seine letzten Worte. Aber er sagte es oft, wenn er von dir sprach!«

Es brach Pauls Herz, zu erfahren, daß sein Vater so gestorben war. Die Tränen liefen über sein Gesicht. Er schüttelte den Kopf. »Werde du Christ!« bat er. »Du darfst alles behalten. Ich brauche es nicht – ich habe den Herrn. Es gibt Sündenvergebung, das ist wirklich wahr!«

Aber Pauls Versuch, seinen Bruder zu überreden, Christus anzunehmen, war vergeblich. Er war gekommen, um Vaters Auftrag auszuführen. Das war alles! Er entschuldigte sich und ging fort. Das Geschäft ging gut, und er mußte sich beeilen, dorthin zurückzukommen. Paul stand und schaute ihm mit tränenvollen Augen und wehem Herzen nach. Er beobachtete, wie die Gestalt seines Bruders die Straße hinunterging bis zur nächsten Ecke und wie er dort ein Taxi heranwinkte.

Vor Pauls Rückkehr aus Amerika war die Schule in ein neues Gebäude umgezogen. Sie befand sich in einem doppelstöckigen Haus massiver Bauweise, das hinter einem Geschäftsgebäude in einer Seitenstraße lag. Oben wohnte die Familie Fox. Die vierzehn Internatsschüler hatten ihren Schlafsaal unten neben Küche und Eßzimmer. Das Eßzimmer war gleichzeitig auch Lehrsaal. Aber man brauchte dringend mehr Platz. Inzwischen bewarben sich mehr Schüler, als man aufnehmen konnte. Die Berichte der Schulentlassenen bewiesen, daß es der Mühe wert war, die Schule zu vergrößern.

Paul und Donald sahen sich ein größeres Haus an. Aber es

kostete 20.000 Dollar. Damit war die Sache erledigt. Sie hatten kein Geld. Die finanzielle Lage war sogar sehr kritisch. Der Aufsichtsrat teilte Paul Anfang 1956 mit, daß seit seiner Abreise das monatliche Einkommen beängstigend zurückgegangen sei. Wenn es sich nicht schnell besserte, würde die Schule eingehen wie eine Pflanze, die aufgewachsen war, ohne die Frucht zu bringen, um die man so sehr gebetet und gearbeitet hatte. Es schien nicht der geeignete Zeitpunkt für eine Ausweitung oder für Landkauf zu sein. Jedoch bestand die Notwendigkeit dazu, und Paul wußte, daß der Herr es schenken würde.

»Du weißt, daß ich nicht dafür bin, daß die Schule sich sehr vergrößert«, erinnerte Donald Paul eines Tages. »Mir geht es mehr um Qualität als nur um die Massen. Aber ich habe erfahren, daß die Mission da drüben ihren Besitz verkaufen will.«

»Den Platz kenne ich gut«, antwortete Paul nachdenklich. »Er muß sehr teuer sein.« Er starrte aus dem Fenster und bemühte sich, der Erregung Herr zu werden, die ihn plötzlich überfiel. Es konnte nicht sein! Seine Kritiker hatten Recht, er war ein unmöglicher Phantast! Er wandte sich nun zu Donald und zur Wirklichkeit. »Ich vergeude zwar meine Zeit, aber ich will doch einmal hinüber gehen um zu hören, wieviel sie dafür haben wollen.«

Das Grundstück lag an der Grenze zu einem der besseren Vororte. Etwa fünfzehn Meter neben dem Missionsbungalow befand sich die Steinkirche, nahe bei dem großen Wohnheim. Früher war dies einmal eine blühende Missionsstation gewesen. Aber nun sah sie verlassen aus. Wieder eine Mahnung an die Folgen der Unabhängigkeit und ein Vorzeichen für schlimmere Dinge, die noch kommen sollten!

Mehr als 120 Are! Raum genug zum Ausbreiten! In Gedanken sah er schon andere Gebäude hochwachsen.

Ob das wahr werden würde? Es könnte Wirklichkeit werden – und es würde wahr werden! Er war plötzlich zutiefst davon überzeugt. Das war nicht sein unwirklicher Optimismus, sondern Gottes Wille.

Als er jedoch einige Minuten später mit Mr. Kurt, dem

verantwortlichen Missionar, auf der Veranda saß, war Paul sich nicht mehr so sicher. Sonderbar, wie sich Glaube und persönliche Hoffnung so ähnlich waren. Es war manchmal so schwierig, beides auseinanderzuhalten.

»Uns sind 50 000 Rupien angeboten worden. Bargeld!« So hatte Mr. Kurt zweimal gesagt.

Eine Menge Geld! Was hatte Paul hier verloren? Er nickte zerstreut und ließ seine Augen noch einmal über das Grundstück streifen. Das Wohnheim. Das dazugehörige Land. Was könnte Gott daraus machen, wenn nur . . .

»Ich hatte gehofft, es würde Sie interessieren. Es wäre für Sie ideal. Ihre Schule gefällt uns. Und ich will ganz offen sein, wir würden es am liebsten an Sie verkaufen. Unsere theologischen Ansichten sind sich so ähnlich. Ich möchte diesen Besitz nicht gerne in den Händen von Leuten sehen, die die Inspiration der Schrift nicht anerkennen.«

Paul war es klar, daß er nun reden mußte. Aber es war so peinlich. Wo war sein Vertrauen, das er vor wenigen Minuten verspürt hatte? »Ich wäre froh, wenn wir es kaufen könnten. Aber unsere Organisation ist noch jung und klein . . . Wir haben absolut kein Geld.«

Mr. Kurt beobachtete Paul genau, und er mußte ein wenig lächeln. »Mr. Gupta, Sie haben mir so viele Geschichten davon erzählt, wie der Herr Ihnen immer alles Nötige gegeben hat . . .« Er ließ den Satz unvollendet zwischen ihnen stehen. Paul rutschte betreten auf seinem Stuhl hin und her. »Sie haben recht, Bruder. Als ich hierherkam, hatte ich wirklich den Eindruck, dies sei genau der Ort, den der Herr für uns im Sinn hat. Wenn das so ist, dann weiß ich auch, daß er helfen wird, ganz gleich, wie unmöglich es erscheint. Ich muß unseren Aufsichtsrat fragen und darum beten. Ich werde wieder von mir hören lassen.«

»Warten Sie nicht zu lange! Wir müssen bald etwas unternehmen.«

Als er den Bungalow verließ und über das große Grundstück auf die Straße zugging, war Paul schon am Beten. Er bat den Herrn, ihn von seinem eigenen Ehrgeiz zu befreien. »Wir wollen nur deinen

Willen tun, Herr! Zeige ihn uns deutlich.« Er wußte, daß er sich selbst aufgeben mußte und sogar das Verlangen, das er für dieses Grundstück fühlte. Aber das hielt ihn nicht davon ab, sich sorgfältig umzusehen. Die Büsche mußten gerodet werden, und da gab es einige Mulden, die aufgefüllt werden mußten – aber der Bungalow war groß und ordentlich. In dem Wohnheim konnten nach einigen Reparaturen und vielleicht Erweiterungen etwa dreißig Schüler untergebracht werden. Das waren doppelt so viele, wie sich jetzt in dem kleinen Haus drängten, das sie gemietet hatten. Da er Grundstückspreise kannte, war Paul sich sicher, daß es mehr als 50 000 Rupien wert war. Wo sollte das Geld herkommen?

Mit der Zustimmung des Aufsichtsrates bot Paul, obgleich man ihm keine Mittel versprechen konnte, nach viel Gebet 64 000 Rupien. 30 000 sollten bis zum 31. Dezember 1956 bezahlt werden und der Rest im Laufe der nächsten fünf Jahre. Die Mission nahm das Angebot an, und der Aufsichtsrat war auch einverstanden, obwohl sie finanziell keine Hilfe versprochen. Paul spürte, daß ein geringeres Angebot nicht angenommen worden wäre. Nun war es Sache des Herrn.

Oft hatte Paul seinen Freunden erzählt: »Donald Fox spart mehr Geld, als er ausgibt. Er ist schrecklich konservativ.« Durch diese unvorstellbare Bescheidenheit hatten sich 15 000 Rupien angesammelt. Sie waren von dem monatlichen Unterhalt gespart worden, den das amerikanische Komitee im Laufe der vier Jahre überwiesen hatte, seit die Schule bestand. Das war schon die halbe Summe. Obgleich von den anderen 15 000 Rupien noch nichts zu sehen war, erlaubte Mr. Kurt dem Institut, sofort das Grundstück zu belegen. Er zog aus seiner Hälfte des Bungalows aus und ließ die Familie Fox einziehen. In der anderen Hälfte wohnte noch ein anderer Missionar mit seiner Familie. Das sollte so bleiben, bis die nächste Rate Ende Dezember bezahlt war.

Das war ein großer Tag im Oktober 1956, als Lehrer und Studenten die Möbel herüberbrachten. Es waren einige Bänke, Bücherregale, Tische und Betten. Alles wurde auf einem gemieteten Ochsenkarren durch den Mittagsverkehr transportiert. Als das

geschafft war, versammelten sich alle in Fox' neuer Wohnung, um den Herrn zu preisen für seine Treue und Gnade. Eines Nachmittags stiegen innige Gebete empor. Die Häuser und das Gelände wurden Gott geweiht für die Evangelisation Indiens.

Es gab viel Arbeit. Das Wohnheim war jahrelang unbewohnt gewesen. Der Garten mußte gepflegt werden. Alle machten sich sofort an die Arbeit.

Wenn der Rest der Anzahlung nicht pünktlich bezahlt werden konnte, dann würden sie wieder ausziehen müssen. Der Dezember war schon halb vorbei, und es war noch kein Anzeichen von Geld zu sehen. Es gab nur die hoffenden, aber unbeantworteten Gebete der Lehrer und Studenten. Als das Ultimatum, der 31. Dezember, nur noch zwei Wochen entfernt war, bekam der Missionar die Anordnung, die andere Hälfte des Bungalows auf keinen Fall mit seiner Familie zu verlassen, bevor das Geld bezahlt war. Man wies ihn an, den Indern nicht zu vertrauen, am wenigsten Paul Gupta, der offensichtlich ein Hochstapler war ohne jeden finanziellen Hintergrund.

In den Plänen lag es schon fest, daß die meiste Zeit der Weihnachtsferien benutzt werden sollten, um mit der ganzen Schule eine Evangelisationsreise zu machen. 120 Meilen nördlich von Madras, nahe an der Bucht von Bengal, sollte ein Evangeliums-Kreuzzug stattfinden. Die Vorbereitungen dazu waren schon zugange. Sollten sie gehen, obgleich die Situation so unsicher war?

»Der Sinn der Schule ist es, neue Missionare auszubilden, um die frohe Botschaft von Christus auszubreiten«, kündigte Paul an. »Wir werden gehen . . . und die finanzielle Last dem Herrn überlassen. Es ist ohnehin nicht in unserer Macht!«

Schüler und Lehrer hielten täglich Freiversammlungen in den Straßen, verkauften Evangelien, führten Bibelklassen durch und hielten jeden Abend in einer Kirche eine Evangelisation. All das hinderte sie nicht daran, viele Stunden im gemeinsamen Gebet zu verbringen und den Herrn ernsthaft anzurufen, die 15 000 Rupien früh genug zu geben. Den Weihnachtstag verbrachte man mit Fasten und Beten. Man wußte, daß nun nur noch eine Woche

übrig war, in der das Wunder geschehen konnte – falls es überhaupt geschehen sollte.

Am nächsten Morgen fuhren die Studenten mit verschiedenen Zügen in ihre Heimatorte, damit sie einige Tage vor dem neuen Schulbeginn im Januar zu Hause verbringen konnten. Paul und Devi kehrten spät abends nach Madras zurück. Sie hatten sich vorgenommen, weiterzubeten, bis die Antwort kam. Für Paul war dies eine Zeit ernster Gewissensprüfung. Hatte er das Richtige getan, als er den Kaufvertrag ohne Geld in der Hand unterschrieb? Zu der Zeit war er sich seiner Sache sicher gewesen, aber der Herr hatte diesen Glaubensschritt nicht geehrt, indem er die nötigen Mittel schickte. Es schien auch unwahrscheinlich, daß in den nächsten vier Tagen das Geld noch kommen könnte. Was sollten sie dann tun? Paul versuchte, den Gedanken wegzuschieben. Es war besser zu beten, als sich Sorgen zu machen. Das hatte er schon lange gelernt.

»Wenn du denkst, du könntest die Schule mit Geld aus den Vereinigten Staaten bauen«, so hatte ihn Donald Fox mehr als einmal gewarnt, »dann baust du ein Fundament auf Sand.«

»Es ist mir gleich, woher der Herr das Geld bringt«, hatte Paul geantwortet. »Von Indien, den Vereinigten Staaten oder irgendwoher, das ist mir ganz gleich.«

Vielleicht hatte Donald recht gehabt. Jetzt kam der Augenblick, der die Wahrheit erweisen würde.

## 13. Die neuen Missionare

»Fünfzehnhundert Rupien telegrafisch an ihre Bank überwiesen. Stop. Sie dürfen Scheck für Restsumme ausstellen. Stop. William Orr, Vorsitzender.«

Als Paul das Telegramm in seinen zitternden Händen hielt, stand er auf der Veranda, wo er es in Empfang genommen hatte. Er las es zum zweiten Mal, und Devi sah über seine Schultern. »Preist Gott!« sagten sie beide ruhig und lächelten sich an. In ihren Augen standen Tränen. Es war der 27. Dezember 1956.

Als die Studenten Anfang Januar zurückkehrten, versammelten sie sich für einen besonderen Lob- und Dankgottesdienst. Noch einmal weihten sie das Schulgelände dem Herrn zur Ausbreitung des Evangeliums in ganz Indien. Die Missionsfamilie packte ihre Sachen. Am 1. März 1957 zogen Paul und Devi mit ihren vier Kindern in die eine Seite des Bungalows ein. Dieser wichtige Meilenstein war aber auch mit Traurigkeit überschattet, denn die Familie Fox packte nun ihre Sachen und zog aus der anderen Seite aus. Ihr Sohn war kurz, nachdem sie zu der Schule gekommen waren, geboren. Nun mußten sie ein Jahr zurück nach Kanada, sonst würde der Junge seine kanadische Staatsangehörigkeit verlieren. Sie waren selbst einige Jahre nicht mehr zu Hause gewesen. Ihre Abreise war ein großer Verlust für die Schule, doch wollten sie wiederkommen.

Für das neue Schuljahr, das im Juli beginnen sollte, hatten sie achtundzwanzig Studenten, zwanzig Männer und acht Frauen. Daß auch Frauen an der Schule studierten, war bemerkenswert für Indien. Es war nicht vorgesehen gewesen, auch Frauen zuzulassen – aber vor einigen Monaten hatte einer der Studenten geheiratet. Aus Höflichkeit erlaubte man seiner Frau, sich einschreiben zu lassen. Das wurde zu einer Schleuse. Sie fühlte sich nicht wohl mit all den Männern. Eine Freundin aus ihrem Dorf hatte sehr darum gebeten, auch in der Schule aufgenommen zu werden.

Nachdem die Lehrer darüber gesprochen und gebetet hatten, akzeptierten sie den Antrag. Aber wo sollte die Frau wohnen? Es

gab noch einen uralten Stall mit festem Holzwerk und einem guten Dach. Nachdem die Wände gekalkt und ein Fußboden gelegt waren, wurde daraus der erste »Schlafsaal« für Schülerinnen. Man hatte auch begonnen, das Schülerwohnheim neu zu bauen, um mehr Raum zu bekommen. Aber jetzt ging es um Klassenräume. Der Unterricht wurde noch in einem Teil des Wohnheims gegeben, aber der Raum wurde dringend als Schlafsaal gebraucht. Während es noch Hunderttausende von Dörfern gab, die noch immer kein Zeugnis von Christus kannten, gab es gar nichts anderes, als an weitere Ausweitung der Schule zu denken. Obgleich keine Mittel vorhanden waren, mußte etwas unternommen werden.

Das Budget, um die Studenten zu ernähren, ein Minimalgehalt an Mitarbeiter zu zahlen, und die monatliche Abzahlung für das Grundstück beliefen sich jetzt auf fast 1000 Dollar monatlich. Diese Summe kam von Amerika herein. Aber für den Bau von neuen Klassenräumen blieb nichts übrig. Im Gegenteil, man hatte Paul mitgeteilt, daß das Geld sehr zögernd hereinkam. Die Schule war noch immer weitgehend unbekannt unter Christen in den Vereinigten Staaten. Man mußte sie bekanntmachen – aber das kostete Geld. Oder ein Wunder mußte geschehen – oder vielleicht beides. Sonst wußte der Aufsichtsrat in Amerika nicht, wie man weiter in der Lage sein sollte, die augenblickliche Summe für den Unterhalt weiterzahlen zu können.

Diese Not lag schwer auf Paul. Der Herr hatte ihnen soviel zusätzliches Land gegeben. Sie mußten einfach einen Weg finden, es zu nutzen – mit oder ohne Geld.

»Ich meine, wir sollten ein einfaches Gebäude errichten mit einem Grasdach«, schlug Paul bei einer Lehrerversammlung vor. »Das würde nicht zu teuer werden, und wir könnten es in mehrere Klassenräume aufteilen, wenn die Lehrer nicht zu laut sprechen.«

Da niemand einen besseren Vorschlag zu machen hatte, beauftragte er einen der Schüler, der Talent besaß, eine maßgerechte Zeichnung zu machen. Der Schuppen sollte auf einem Platz vor dem Bungalow errichtet werden, den man zuvor von Unterholz und Bäumen gesäubert hatte. Mit dem fertigen Plan fuhr Paul zur

Stadtverwaltung von Madras und legte ihn dort der Baubehörde vor. Da man aber auf keinen Fall grasgedeckte Gebäude genehmigen wollte, schickte man ihn zurück. Auf dem Weg von der Schule dorthin war Pauls Auto von hinten angefahren worden. Als nun dieser neue Schlag zu den finanziellen Sorgen hinzukam, wurde es einfach zuviel. Wollte der Herr ihn nur prüfen oder hatte er ihn verlassen? Paul war verzweifelt und kam sich vor wie ein moderner Hiob. Mit niedergeschlagenen Augen und Vorwürfen gegen den Herrn im Herzen ging er langsam die Treppe hinunter, um das Gebäude zu verlassen. Da rannte ihn fast ein junger Beamter um, der immer zwei Stufen auf einmal nehmend, die Treppe hinaufrannte.

»Bruder Gupta!« rief er. »Sie sehen entmutigt aus! Hatten Sie Schwierigkeiten?«

»Jede Menge«, antwortete Paul zaghaft. »Ich möchte gerne neue Klassenräume bauen, aber man genehmigt es nicht!«

»Kommen Sie mit mir«, schlug sein Bekannter vor. »Ich kenne den Leiter der technischen Abteilung«, sagte er, »dieser ist ein Christ – jedenfalls nennt er sich so. Wir wollen ihm das Problem erzählen.«

Robert Moses erkannte Paul sofort, denn er hatte ihn in der Kirche predigen hören, zu der er selbst gehörte. Er war sehr freundlich und hilfsbereit. »Sie wollen doch nicht etwa eine grasgedeckte Hütte bauen!« rief er aus, nachdem er einen kurzen Blick auf den Plan geworfen hatte. »Das hält nicht, und Sie würden damit auch nicht zufrieden sein. Sie müssen etwas fest Gebautes haben!«

»Die Sache ist die«, sagte Paul, und es war ihm peinlich, »wir haben noch nicht einmal das Geld, um eine Grashütte zu bauen.«

»Darüber machen Sie sich keine Sorgen – noch nicht«, antwortete Mr. Moses, und es klang, als wäre er persönlich für das Ausweiten der Schule verantwortlich. »Zuerst wollen wir einmal einige Pläne zeichnen lassen für ein festes Zementgebäude. Einer unserer Architekten wird es fast umsonst erledigen. Ich werde Ihnen helfen, es für möglichst niedrige Kosten aufzubauen.«

»Das müßte weniger sein, als Sie sich vorstellen!« dachte Paul.

Doch er bedankte sich bei Mr. Moses und fuhr zurück zur Schule. Er konnte sich nicht entsinnen, daß er jemals im Leben so niedergeschlagen gewesen war. Nach all den Jahren war die Schule endlich entstanden und nun auf dieses schöne Gelände gezogen. Er hatte geglaubt, damit würde eine neue Zeit des Erfolges hereinbrechen. Statt dessen wurden die Schwierigkeiten nur größer und unmöglicher. Mußte dieser Kampf unendlich weitergehen, ohne Zeit zum Ausruhen?

Während der nächsten Monate gingen die Beiträge vom Büro in Los Angeles gefährlich zurück. Die Verantwortlichen machten größere Anstrengungen, Paul zu bereden, daß er zu einer Vortragsreihe in die Vereinigten Staaten zurückkäme. Er müßte die Bedürfnisse der Schule den amerikanischen Christen schildern. Paul gefiel dieser Vorschlag nicht. Es gab hier zuviel zu tun. Natürlich konnte man ohne Geld keine Klassenräume bauen. Das Geldproblem hatte er in der Vergangenheit oft mit Donald Fox diskutiert. Sollte man selbst den Christen von der Not der Schule erzählen? Oder sollte man das vom Herrn erwarten? Donald war gegen »Geld sammeln« gewesen. Paul hatte zugegeben, daß auf diesem Gebiet oft falsch gehandelt wurde. Trotzdem meinte er, es sei schriftgemäß, das Volk Gottes über die Bedürfnisse zu unterrichten. Aber er wollte nun nicht derjenige sein, der es ihnen sagte, denn es bedeutete, daß er die Schule und seine Familie verlassen müßte, um eine anstrengende Reise durch die Vereinigten Staaten zu machen und jeden Abend in einer anderen Kirche zu predigen.

Einige der hohen Bäume waren so groß, daß sie gefällt werden mußten. Türen und Bretter wurden daraus gemacht. Der Verkauf von Nutzholz brachte mehrere Tausend Rupien ein. Mit diesem Geld begann man, die neuen Klassenräume zu bauen, sobald die Pläne fertig waren. Es dauerte nicht lange, bis die spärliche Quelle erschöpft war. Der Zementlieferant war einverstanden, seinen Kredit zwei oder drei Wochen zu verlängern. Aber der Ziegelbrenner mußte jeden Sonnabend bezahlt werden, und der Sandlieferant verlangte, daß ihm jede Ladung bezahlt wurde. Ohne Bargeld in der Hand mußte der Bau gestoppt werden.

Die Lehrer und Schüler trafen sich mit Paul zu einer Gebetsversammlung auf dem halbfertigen Fundament. Es wurde ihnen bald klar, daß dieses Gebäude buchstäblich durchs Gebet erbaut werden sollte. Das Geld kam herein, das Bauen ging weiter, das Geld ging zu Ende, die Arbeit wurde niedergelegt. Man gewöhnte sich an diesen Kreislauf. Immer wieder vereinigten sich Lehrer und Schüler mit Paul, indem sie zuerst auf dem Fundament, dann auf den höher werdenden Wänden saßen oder knieten und zu ihrem himmlischen Vater um mehr Mittel zur Weiterführung des Werkes schrien. Das war ein sonderbarer Anblick für die hinduistischen Arbeiter oder Zuschauer. Aber sie konnten sehen, daß der Gott der Christen solche Gebete beantwortete. Langsam aber ständig kam das Geld herein, einiges aus Indien, das meiste jedoch aus den Vereinigten Staaten.

Als die Wände hoch genug waren, um die Tür- und Fensterrahmen einzusetzen, fielen Paul zwanzig schwere Balken im Bungalowdach auf. Sie waren aus unzerstörbarem, teuren Burma-Teakholz und hielten das Dach. Sie wurden herausgenommen und durch sechs billige Zementsäulen ersetzt. Nun wurden die Teakbalken zu Tür- und Fensterrahmen. Dadurch senkten sich die Kosten enorm. Ein Mann aus Madras spendete 1000 Rupien. Sie kamen genau rechtzeitig, um die Dachbalken zu kaufen. Ein Amerikaner sandte 1000 Dollar, um gewellte Asbestplatten zu kaufen, die man auf die Balken legte. So wurde das Gebäude endlich fertig – gerade rechtzeitig! Es waren nun vierzig Studenten da, und etwa sechzig kamen zur Abendschule.

Robert Moses hatte sein Wort gehalten und war jeden Nachmittag auf seinem Heimweg vom Büro vorbeigekommen, um sich den Fortgang der Arbeit anzusehen. Seine Hilfe, die er kostenlos gab, war sehr wertvoll. Aber er profitierte auch davon, was er nicht erwartet hatte. Durch den Glauben der Schüler und Lehrer und durch die Unterhaltungen, die Paul mit ihm über Christus führte, erkannte Mr. Moses bald, daß ihm etwas fehlte. Obgleich er viele Jahre ein aktives Glied seiner Gemeinde gewesen war, wußte er nichts von einem persönlichen Verhältnis zu Christus. Offensichtlich war das hier an der Schule anders. Die Leute überführten ihn

innerlich, daß er sich Christus völlig zu übergeben hatte. Da tat er sein eigenes Herz auf und erlebte eine Wiedergeburt. Nicht lange danach hielt ein Evangelist besondere Versammlungen in seiner Kirche. Robert Moses ging nach vorne und bekannte öffentlich, daß er Christus als seinen persönlichen Herrn und Erretter angenommen hatte. Das war der Anfang eines neuen Lebens.

Etwa dreihundert Bewerbern mußte schon wegen Platzmangel abgesagt werden, seit die Schule begonnen hatte. Nun wurde eine kleine Summe für Schulgeld erhoben. Für das arme Indien war diese gar nicht so klein, denn ein Arbeiter verdiente nur fünfzehn Dollar im Monat. Trotzdem strömten die Anträge herein. Schon reichten die neuen Klassenräume nicht mehr aus. Da erklärte Mr. Moses Paul fröhlich, daß die Fundamente so entworfen waren, daß man noch zwei Stockwerke darauf bauen konnte. Mr. Moses war jetzt ein strahlender Christ und ein eifriges Mitglied des neugebildeten Verwaltungsrates für Indien geworden. Nun wurde das Dach heruntergeholt, und man begann, ein zweites Stockwerk aufzubauen. Darin würden dann nicht nur neue Klassenräume, sondern auch eine Bibliothek untergebracht werden. Das war eine Bedingung für die Angliederung an die Universität. Dadurch würden die Abschlußdiplome auch staatlich anerkannt.

Im Herbst 1959 lebten fünfzig Studenten in der Schule. Sie drängten sich in den viel zu kleinen Räumlichkeiten. Neunzig nahmen an Abendkursen teil. Noch einmal wurde das Dach hochgehoben und eine weitere Etage auf das Haus gesetzt. Dort wurde das Studium abends unter Aufsicht erledigt und tagsüber auch Unterricht erteilt. Längst war es unmöglich geworden, die wachsende Zahl der weiblichen Studenten in dem umgewandelten Stall unterzubringen. So begann man 1960, ein Wohnhaus für Frauen zusammen mit einem Speisesaal und einer Küche zu errichten. Unterkünfte für verheiratete Studenten wurden 1962 in Angriff genommen. Paul war Tag und Nacht beschäftigt. Er beaufsichtigte das Bauen, bezahlte die Arbeiter und verhandelte mit Lieferanten. Oft wurde er aus dem Unterricht gerufen, um mit einer schwierigen Situation beim Bau eines neuen Gebäudes oder einer neuen Etage fertig zu werden. Immer war die Schule noch

nicht groß genug, aber die Mittel reichten nicht aus, weder für die nötige Ausweitung noch für den immer wachsenden monatlichen Bedarf, der sich auf 2000 Dollar belief, dann auf 3000, 4000 und 5000 Dollar anstieg. Nur durch Gebet wurden die Mittel hereingebracht und die vielen Schwierigkeiten überwunden. Viermal war Paul schon in die Vereinigten Staaten gereist, um Gemeinden und Geschwistern von dem Fortschritt, den die Schule machte, und von der Notwendigkeit einer Ausweitung zu berichten. Wer die Schule verlassen hatte, sah dankbar auf Erfolge in vielen Teilen Indiens. Trotzdem wurden noch viele Arbeiter benötigt. Die Ernte war groß, und die Arbeiter genügten immer noch nicht.

Die vielen Arbeitsstunden und die anstrengenden Reisen mit dem Wechsel von Lebensweise und Klima wirkten sich nachteilig aus auf Pauls Gesundheit. Aber er konnte nicht aufhören.

Durch Pauls wiederholte und oft lange Abwesenheit entstand ein neues Problem für Devi. Sie blieb zu Hause mit ihren aufwachsenden Kindern, erledigte die Korrespondenz für die Schule und unterrichtete auch, wenn Paul nicht zu Hause war. Unvermeidliche Gerüchte begannen sich auszubreiten. Zum Beispiel wurde gesagt, Devi liefe hinter einem anderen Mann her, oder Paul hätte sie verlassen und würde von seiner letzten Reise nicht zurückkehren. Diese Beschuldigungen ertrug sie still und vertraute dem Herrn, daß er die Wahrheit denen bekannt machen würde, die sie wissen wollten. Devi hatte aber noch andere Schwierigkeiten zu bewältigen. In dem Maße wie die Kinder größer wurden, fanden sie Mißfallen daran, daß Paul abends so lange arbeitete, wenn er schon zu Hause war, und daß er so lange auf Reisen war. Manchmal klagten sie ihren Vater an, daß ihm mehr an der Schule läge, als an ihnen. Es war schwierig für Paul und Devi, ihnen das zu erklären.

Für die Mädchen konnte Devi viel tun – ein zweites Mädchen, Dolly, war nach dem vierten Jungen Danny geboren worden –, aber die Jungen brauchten den Vater. Paul war sich ganz klar darüber. Jedoch, der Herr hatte ihm eine Aufgabe gegeben, und obgleich sie ihn zuviel von seiner Familie abhielt, wer würde sie erfüllen, wenn er es nicht täte?

Damals, ganz am Anfang, hatten sie teures Lehrgeld gezahlt, als sie die Ankunft des ersten Kindes als Entschuldigung benutzt hatten, dem Ruf des Herrn nicht Folge zu leisten. Der Herr hatte das Kind weggenommen. Nun sah es so aus, als ob gerade der Gehorsam zu ihrem Ruf Leiden über die Kinder brächte und dazu Groll und Rebellion ausbrütete. Das war wieder ein Problem, das sie in der Hand dessen liegen lassen mußten, der alles am besten wußte. Sie vertrauten Gott, daß er zur richtigen Zeit und auf seine Weise alles lösen würde. Er hatte sie niemals enttäuscht, und sie waren sicher, daß er sich auch in dieser wichtigen Sache als treu erweisen würde.

Die schwere Arbeit blieb nicht ohne Belohnung. Im Jahre 1964 studierten hundert Schüler an dem Institut, und die größte Freude bedeutete es, daß unter ihnen solche waren, die durch das Predigen der vielen Schulentlassenen in den dreizehn Staaten Indiens zum Glauben gekommen waren. Paul war überwältigt von der Güte Gottes. Auszüge aus einem Brief, den er damals einer guten Bekannten in den Vereinigten Staaten schrieb, erzählen die Geschichte jener anstrengenden, doch glücklichen Zeit:

»Wie überglücklich bin ich, sehen zu dürfen, daß einige unserer Schulabsolventen jetzt neue Studenten an unsere Schule vermitteln. Während sie in unterschiedlichen Arbeitsfeldern tätig sind, senden sie die Neubekehrten hierher, um Gottes Wort zu studieren! Wir sind wirklich froh, sagen zu können, daß ihre Arbeit und ihr Dienst viel Frucht trägt.

Sie werden erfreut sein zu hören, daß wir Studenten aus acht verschiedenen Sprachgebieten unseres Landes haben. Wie wunderbar ist es anzusehen, was Gott für uns getan hat. Möchten wir doch Studenten von jeder Sprache Indiens haben. Ich bin so dankbar für das Volk Gottes und auch dem Herrn gegenüber, für all die Dinge, die er für uns in so kurzer Zeit getan hat. Es demütigt mich, wenn ich an die Treue Gottes denke. Bitte beten Sie für uns, während wir diese jungen Menschen ausbilden für die Sache des Herrn.

Ich nehme Mr. Silas Fox mit in meine Heimat, um zu meinen Verwandten und Freunden zu sprechen. Man hat ihn in der

Vergangenheit gerne gehört. So hoffen wir, daß der Herr unsere Versammlungen dort segnen wird. Ich bin sehr beschäftigt, darum bedarf ich Ihrer Fürbitte, damit der Herr mich erhält und gebraucht zur Ausbreitung des Evangeliums.

Meine Frau hat oft Schmerzen. Johnny und Ruth wurden am vergangenen Sonntag getauft. Wir sind sehr froh! Bobby ist auch errettet und möchte getauft werden. Wir erbitten ernstlich Ihre Fürbitte für sie, damit sie wachsen in der Gnade und Erkenntnis unseres Herrn Jesus Christus.«

## 14. Der Herr ist treu

In der Mitte der sechziger Jahre blieb der Monsun-Regen aus. In Tausenden von Hindutempeln wurden von Priestern und Gläubigen Riten vor den Hindugöttern vollzogen. Man betete um Regen. Trotzdem erlitten große Landstriche Indiens die schlimmste Dürre seit hundert Jahren. In Madras wurden Grundnahrungsmittel wie Reis rationalisiert. Die Lehrer und Schüler waren gezwungen, sich in langen Reihen manchmal bis in die Nacht hinein anzustellen, um ihre erbärmliche Ration in Empfang zu nehmen. Einige indische Staaten waren mit Regen gesegnet und hatten Überfluß.

Ogleich an höchster Regierungsstelle viel darüber geredet wurde, daß man mit den Bedürftigen teilen sollte, kamen nur wenige Lebensmittel über die Grenzen. Trotz Neruhs Einspruch war Indien nach Sprachen geteilt worden. Das Parlament hatte den haßerfüllten Aufsässigen nachgegeben, die in ganz Indien verlangt hatten, daß jede Sprachgruppe ihren eigenen Staat haben sollte. Diese uralte Feindschaft hat so tiefe Wurzeln, daß alle Versuche der Zentralregierung in Delhi fehlgeschlagen sind, aus den vierzehn wichtigsten Sprachen Indiens eine als offizielle Nationalsprache anzunehmen. In Madras hatten blutige Aufstände gegen den Erlaß stattgefunden, daß Hindi die offizielle Sprache werden sollte. Diese linguistische Eifersucht trieb strenge Hindus dazu, sich gegenseitig umzubringen.

Paul schrieb an den amerikanischen Mitarbeiterkreis, daß die Studenten halb verhungert seien. Dies machte das Lernen für sie schwierig. Paul bat um Zustimmung, draußen vor der Stadt eigenes Land erwerben zu dürfen. Sie könnten dann dort Reis anpflanzen und dadurch eine solche Notzeit wie die augenblickliche überbrücken. Man stimmte zu, und einer der Vorsitzenden gab durch eine Familienstiftung 3000 Dollar. Damit konnte Paul 600 Are Land kaufen, das sich zum Reisanpflanzen eignete. Devi nahm das Projekt in ihre Hand. Sie kaufte Reis, ließ Land pflügen und düngen, beaufsichtigte das Säen, Jäten und die ständige Pflege, die notwendig war. Sie hatte viel Arbeit durch das ständige Hin-

und Hergehen zu dem Reisacker. Sie pflegte die Saat sorgfältig, und die Ernte wurde gut. Dadurch war wenigstens im Augenblick der Not abgeholfen.

Trotz solch großer Nöte wurde die Arbeit und das Wachsen der Schule nicht beeinträchtigt. Im Jahr 1967 wurde ein neues Gebäude vollendet. Hier wurde die notwendige Druckerei untergebracht. Das hatte am Anfang unwahrscheinlich geklungen. Anfang der fünfziger Jahre war Paul eine alte Druckmaschine aufgefallen, während er in Colorado predigte. Die Kirche dort brauchte sie, um ihr Wochenblatt darauf zu drucken. Der Pastor hatte gesagt, die Maschine sei achtzig Jahre alt, und in der Gründerzeit sei darauf die Stadtzeitung gedruckt worden. »Solch eine Druckmaschine könnte ich in Indien brauchen, um Traktate zu drucken!« hatte Paul halb laut und halb zu sich selbst gesagt.

»Diese können Sie haben«, war die augenblickliche Reaktion des Pastors gewesen, »falls Sie sie rüber bekommen!«

Als Paul in der nächsten Stadt predigte, hatte er diese Sache erwähnt. Irgend jemand, der einen Lastwagen besaß, hatte sich angeboten, die Maschine nach Los Angeles zum Hafen zu bringen. Sie wurde per Schiff nach Madras gebracht und kam endlich durch den indischen Zoll. Dann langte sie in der Schule an. Hier stand die Maschine und verstaubte, bis Paul zurückkehrte und sie in Betrieb nahm. Durch das Drucken von Traktaten für andere christliche Gesellschaften verdiente die Schule genug, um eine neue Maschine zu kaufen, und später noch eine. Es kamen Gaben ein, um noch mehr Druckmaschinen zu kaufen. Zuerst stand die Maschine in dem Teil des Bungalows, der früher das Schlafzimmer der Familie Fox gewesen war. Dann war sie später in ein eigenes Gebäude gekommen. Nun war es vergrößert worden, um Raum zu geben für die wachsende Arbeit. Es gab jetzt fünf Druckmaschinen von verschiedener Art und Größe. Man konnte 1,5 Millionen Traktate und Bücher in einer Auflage von 10 000 jeden Monat drucken. Von dem entstehenden Gewinn konnte die Schule die zwei Millionen Traktate und Heftchen finanzieren, die jedes Jahr von den Studenten bei Freiversammlungen und an den Haustüren verteilt wurden. Anfang der siebziger Jahre verging kaum ein Tag, an dem

nicht ein Brief ankam, der berichtete, daß ein Mensch durch diese Schriften Christus gefunden hatte.

Die meiste Post kam jedoch als Reaktion auf die Radio-Programme der Schule, die von drei verschiedenen Sendern aus in das Landesinnere von Indien ausgestrahlt wurden. Einige Räume des großen dreistöckigen Gebäudes waren in ein erstklassiges Rundfunkstudio umgewandelt worden. Es war bestens ausgerüstet, schalldicht und hatte eine Klimaanlage. Diese Klimaanlage war dringend nötig bei dem unerträglich heißen und feuchten Klima. Einer der Schulabgänger wurde nach Delhi zum »Zurück-zur-Bibel-Rundfunk« gesandt, um ausgebildet zu werden. Er sollte diese wichtige und fruchtbare Arbeit verantwortlich übernehmen. Die ersten Programme wurden 1962 ausgestrahlt. Seitdem sind sie zahlreicher geworden, und auch einige neue Sprachen sind dazu gekommen. Alle Programme wurden im eigenen Studio der Schule aufgenommen. Etwa 40 000 Hörerbriefe kommen jedes Jahr herein, viele sind von solchen, die Christus durch das Hören eines Programmes angenommen haben. Einmal erreichte uns ein Brief mit vierzig Unterschriften, der berichtete, daß ein ganzes Dorf zu Christus gekommen sei und daß die Leute um einen Pastor bäten.

1970 wurde ein neues Wohnhaus für Männer angefangen. Später wurde das Erdgeschoß zu dem längst notwendig gewordenen Büro. Auch die Golgatha-Gedächtnis-Kapelle wurde darin untergebracht. Etwa dreihundert Leute hatten dort Platz. Auch dieses Gebäude war buchstäblich durch das Gebet erbaut worden.

»Ich habe den Eindruck, wir sollten einige Läden und Appartementwohnungen auf den Grundstücken im Geschäftsviertel bauen, die uns gehören!« schrieb Paul an den amerikanischen Ausschuß. Bei seinem nächsten Besuch in Los Angeles wurde dieser Plan ausführlich besprochen. »Eins meiner Anliegen ist es, die Schule so weit wie möglich in die Lage zu bringen, sich selbst zu unterhalten«, erklärte er dem Ausschuß, »und dieser Plan wäre eine Hilfe. Wir könnten die Läden vermieten und die darüberliegenden Wohnungen auch. Das würde zusammen ein gutes monatliches Einkommen bedeuten.«

Das Projekt wurde in Angriff genommen, nachdem der Ausschuß zugestimmt hatte. Wiederum wurde es nach viel Gebet fertiggestellt. Eine Bank, eine Post und eine Anzahl Einzelhandelsgeschäfte mieteten schnell den angebotenen Platz, und auch die Wohnungen waren bald besetzt. Dies brachte jeden Monat ein Netto-Einkommen von ungefähr 1000 Dollar. Das war nicht allzuviel im Verhältnis zu den laufenden Ausgaben der Schule: 8000 Dollar. Aber es war ein Schritt in die richtige Richtung.

Immer noch war die Anzahl der jungen Männer und Frauen, die eine Ausbildung als Missionare für ihr eigenes Land wünschten, größer als der Raum, um sie aufzunehmen. Nachdem eine dritte Etage auf das Männerwohnhaus aufgebaut worden war, sah man sich einer neuen Situation gegenüber. Jetzt gab es keinen Platz mehr zur Ausweitung, und der Bedarf war größer denn je. Von 1963 an hatte Paul für den Herrn und die Schule das angrenzende 170 Are große Grundstück zum Fluß hin erbeten. Manchmal waren Lehrer und Studenten auf dem leeren Grundstück zu einer Gebetsversammlung zusammengekommen. Sie hatten den Herrn gebeten, den Weg zu öffnen, so daß die Schule es haben könnte, aber der Besitzer hatte sich standhaft geweigert, es für irgendeinen Preis zu verkaufen. Das Gebet ging weiter, ein Gebet des Glaubens. Dann geschah das Wunder, und wie es geschah, war eine gelungene Überraschung.

Die Regierung hatte ein neues Gesetz erlassen. Danach war begrenzt, wieviel Land jemand privat besitzen durfte. Der Besitzer des angrenzenden Grundstückes hatte viel zuviel. Nun kam er zu Paul und flehte ihn an, es zu kaufen. Er ließ es ihm zu einem Schleuderpreis. Wenngleich kein Geld vorhanden war, fühlte Paul, daß man diese Gelegenheit, die der Herr geschenkt hatte, nicht ungenutzt verstreichen lassen durfte.

Paul reiste nach Los Angeles, um dem Ausschuß die Gelegenheit vorzulegen. Die Erlaubnis wurde erteilt, aber mit der Bemerkung, daß der Ausschuß nicht wußte, wo das Geld herkommen sollte. Paul würde den Preis und die Bedingungen auf der Grundlage aushandeln müssen, daß er glaubte, Gott würde die Mittel geben. Diese Entscheidung wurde vom Herrn geehrt.

Niemals hatte das Institut, solange es stand, soviel Geld in solch kurzer Zeit erhalten. Das meiste kam aus unerwarteten Quellen. So war im Laufe von wenigen Monaten der gesamte Preis von 90.000 Dollar bezahlt. Das Land gehörte dem Institut, schuldenfrei.

Eines Tages, als Paul von einer Reise in die Vereinigten Staaten zurückkehrte, besuchte er Mr. Kidd in London. Der ehemalige Schulleiter, der im Begriff gewesen war, sich das Leben zu nehmen, als Paul im Auftrag des Heiligen Geistes zu seinem Haus kam, war dem Herrn treu geblieben. »Rate einmal, was ich jetzt mache«, sagte er zu Paul mit freudiger Erregung in seiner Stimme. »Als ich hierher zurückkam, wurden die Diplome, die ich in Indien erworben hatte, nicht anerkannt. So begann ich die englischen Kinder statt in Mathematik und Physik aus der Bibel zu unterrichten. Und die britische Regierung bezahlt mich dafür. Hättest du mir das vor zehn Jahren gesagt, hätte ich dir nicht geglaubt. Ist es nicht herrlich, wie der Herr arbeitet?« Dazu konnte Paul von Herzen »Amen« sagen.

Wenn Paul zurückblickte, wie er Gottes Segnungen erfahren durfte, so konnte er bezeugen, daß die größten Wunder die der Umwandlung von Menschenleben gewesen waren. Es gab nichts, was ihn tiefer beeindruckte, als Bekehrte aus vergangenen Tagen zu sehen und feststellen zu können, daß sie dem Herrn treu geblieben waren.

Sein Vetter, der »Happy Paul«, reiste noch immer umher und predigte das Evangelium. Er hatte mehrere Gemeinden gegründet.

Die erste weibliche Studentin, die damals mit Zittern und Zagen zugelassen worden war, hatte einen Studenten geheiratet. Das Ehepaar stand immer noch in einer guten Arbeit für den Herrn in Nordindien.

Der allererste Student, der von der Schule abgegangen war, predigte noch das Evangelium und erlebte, wie sich durch diese Kraft Menschenleben veränderten.

Das erste verheiratete Paar, das zur Schule zugelassen worden war, diente dem Herrn noch treu.

Hunderte von ehemaligen Studenten verkündigten das Evange-

lium über ganz Indien. Trotz all dieser Segnungen tat es Paul sehr leid, daß er keinen aus seiner Familie zu Christus führen durfte.

Seit vor zehn Jahren sein Bruder gekommen war, um ihm sein Teil am Familienbesitz anzubieten, falls er zum Hinduismus zurückkehrte, hatte er nichts mehr von ihm gehört. Doch eines Tages stand er plötzlich vor dem Bungalow. Er fragte einen der Studenten, ob hier Vankateswami Gupta wohnte. Als er seine Stimme hörte, rannte Paul hinaus auf die Veranda und rief ihn herein. Nachdem die erste Wiedersehensfreude vorbei war, begann Pauls Bruder, ihm sein Herz auszuschütten. Und welche traurige Geschichte hatte er zu erzählen!

»Ich habe alles verloren, Vankateswami!« weinte er. »Alles!«

»Das ist doch nicht möglich! Wie konnte das geschehen?«

»Unser Dorf gedieh nicht. Es war von den Göttern verflucht, darum zogen wir fort. Ich machte Partnerschaft mit einem Mann, von dem ich glaubte, daß er mein Freund sei. All mein Geld wurde in Waren gesteckt und dann an Kunden verkauft, die er kannte, aber ich nicht. Sie zahlten nicht. Er jedoch konnte das Geld bei ihnen eintreiben, aber ich nicht. Er änderte nichts daran. Dann, eines Abends, als ich ihn in seinem Haus besuchte, banden er und sein Sohn mich fest. Sie drohten mir, mich umzubringen, wenn ich ihnen nicht das Geschäft übergeben würde.« Er redete schnell und mit einer Stimme, die um Hilfe schrie. »Meine Frau sagte, ich müßte weggehen, ich sei meines Lebens nicht mehr sicher. Ich dachte, du könntest die Polizei dahin bringen, etwas zu unternehmen . . .«

»Wenn es in Madras geschehen wäre, könnte ich es«, sagte Paul mitleidig. »Aber du bist zweihundert Meilen weit weg und in einem anderen Staat. Die Polizei von Madras hat dort keine Gewalt. Warum bist du in deinem eigenen Bezirk nicht zur Polizei gegangen?«

»Es hätte nichts genützt. Sie haben Angst vor ihm. Auch wenn er festgesetzt würde, ließen sie ihn wieder laufen. Es wäre nicht sicher für mich, dort zu bleiben.«

»Hast du kein anderes Geld?«

»Nichts. Alles Gold und alle Juwelen meiner Frau lieh ich einem

anderen Freund. Aber er sagt jetzt, er kann sie nicht zurückbezahlen. Ich stehe hier ohne eine einzige Rupie!«

»Dann brauchst du einen Ort, an dem du weit entfernt von deinen Feinden leben kannst?«

Er nickte und hatte einen Hoffnungsschimmer in den Augen.

»Ich habe Platz für dich«, sagte Paul. Seine Stimme gehorchte ihm nicht mehr, und er mußte wegsehen. Erinnerungen überfluteten ihn: der Tag, an dem er die Reichtümer seines Vaters um Christi Willen aufgegeben hatte; der Tag, an dem sein Bruder ihm all die Reichtümer wieder angeboten hatte, wenn er nur ein Hindu würde. Nun existierten solche Reichtümer nicht mehr. Sein Bruder hatte nichts – und er alles. Wie wahr doch Christi Worte sind: »Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden, wo sie die Motten und der Rost fressen, und wo Diebe nachgraben und stehlen. Aber sammelt euch Schätze im Himmel« (Matthäus 6,19 und 20).

Paul fand es schwierig, Herr über seine Stimme zu werden, als er sagte: »Wir haben ein Stück Reisacker draußen vor der Stadt. Der Pächter, der für uns gearbeitet hat, verließ uns. Ich suche jemanden. Würdest du die Arbeit gerne tun? Es ist auch ein kleines Haus da . . .«

Sein Bruder sah erleichtert und dankbar aus. »Ich könnte gut für dich arbeiten«, sagte er eifrig. »Meine Frau und ich würden gerne da leben. Wo ist es?«

Die frühere feindliche Haltung der übrigen Verwandten wurde weicher, nachdem Pauls Bruder auf den Schulacker gezogen war. Es war offensichtlich, daß Pauls Gott »der Unberührbaren« gut zu Paul gewesen war: Er war sooft nach Amerika, Europa und andere Länder gereist, die Schule stand auf einem großen Grundstück mit hohen Gebäuden und hatte zweihundert Studenten. Und Paul war in der Lage gewesen, seinem Bruder zu helfen, als dieser in Not war, indem er ihm ein Haus und Arbeit gab. Dabei hatte jeder erwartet, daß er elend umkommen würde, als er mit achtzehn Jahren von zu Hause weggejagt worden war, ohne eine Rupie und unter dem Fluch der Götter. Der Gott der Christen war mächtig. Davon waren seine Verwandten nun überzeugt. Aber sie wollten

immer noch nicht an Jesus glauben. Für sie war er immer noch einer der Götter – scheinbar ein mächtiger –, aber nicht der einzige. Jeder von ihnen hatte seine Lieblingsgottheit. Aber jedes Mal, wenn Paul und Devi seinen Bruder und dessen Frau besuchten, sprachen sie behutsam zu ihnen über Christus und teilten ihnen die Botschaft des Evangeliums mit, die die Schulentlassenen des Instituts in Städten und Dörfern quer durch Indien predigten. Man konnte nicht recht sagen, wie die Reaktion war, außer der Dankbarkeit dafür, daß sie aufgenommen und angestellt worden waren.

»Wir sind immer so beschäftigt, daß wir jedes Mal eine Ausrede haben, wenn einer meiner Vettern uns einlädt«, sagte Paul eines Tages zu Devi. »Wir sollten nächste Woche zu der Hochzeit meines Neffen nach Proddubar gehen. Das wäre eine gute Gelegenheit, viele meiner Verwandten wiederzusehen.«

»Ich dachte genau das gleiche«, antwortete Devi. »Ich würde gerne gehen, denn ich habe noch nie den Ort gesehen, wo du aufgewachsen bist. Laß uns auf dem Heimweg vorbeifahren.«

Pauls Herz schlug schneller, als sie von der Teerstraße auf den Feldweg abbogen. Es sah noch genau so aus wie damals. Dann fuhren sie langsam durch das Dorf der Unberührbaren, und dahinter lag seine alte Heimatstadt Dugganapalli.

»Da ist die Kapelle, wo ich zuerst getauft wurde!« rief er Devi zu. »Hier bin ich vorbeigegangen in der Nacht, als ich von zu Hause weggejagt wurde. Hinter der Kurve wirst du sehen können, wo ich wohnte.« Aber als er um die wohlbekannte Kurve bog, erschrak Paul. Da war kein Dorf! Dugganapalli war verschwunden. Nur die Ruine des Ramatempels stand noch. Sogar ihr eigenes Haus war verschwunden, jeder Stock und jeder Stein war entfernt – nichts war geblieben.

Bei der Hochzeit hörte er die ganze Geschichte. Es hatte ausgesehen, als sei das Dorf verflucht, nachdem Paul weggegangen war. Keinem kam der Gedanke, daß es Gottes Gericht für das sein könnte, was sie Paul angetan hatten. Die Priester sagten, daß das Mißfallen ihrer eigenen Götter irgendwie erregt worden sei. Die Geschäfte gingen scheinbar grundlos zurück. Was immer die

Bewohner von Dugganapalli taten, es kam zu nichts. Man versuchte alles zu tun, um die Götter zu versöhnen, aber der Fluch blieb. Endlich wurden sich die Priester über einem Problem einig: Der Tempel des Shiva war am falschen Ort aufgebaut worden – nun waren die Götter ärgerlich. Es gab nur eine Hoffnung: Das ganze Dorf mußte an einem anderen Ort aufgebaut werden. Die Leute rissen ihre Häuser ein: Brett für Brett und einen Ziegelstein nach dem anderen. Sie trugen alles an den neuen Platz, den die Priester ausgewählt hatten. Die Priester transportierten alles, was den Göttern gehörte, und sie bauten den Tempel woanders auf. Trotzdem blieb der Fluch. Schließlich rissen die Familien – eine nach der anderen – ihre Häuser wieder ab und trugen sie noch einmal fort, diesmal an verschiedene Orte. Dugganapalli war nicht mehr.

»Welch eine Lektion!« sagte Paul zu Devi, als sie nach der Hochzeit zurück nach Madras fuhren. »Sie meinten, ich hätte alles verloren, als ich von zu Hause weggehen mußte. In Wirklichkeit gewann ich alles. Sie sind diejenigen, die alles verloren haben!«

Devi nickte. »Und wie tragisch wäre es gewesen, wenn du entschieden hättest, daß deines Vaters Reichtum mehr wert sei als Christus! Du hättest heute nichts!«

»Das ist eine Lektion, die ich nie vergessen werde«, sagte Paul ernst. »Ob es wohl irgendeine Bedeutung für meinen Bruder und seine Frau hat?«

Beim nächsten Mal, als er seinen Bruder sah, wurde diese Frage beantwortet.

»Hier sind ein Filmproduzent und seine Frau. Sie wurden Christen durch mein Zeugnis, das sie lasen, als einige Studenten Blätter verteilten.« Das erwähnte Paul nebenbei während einer Unterhaltung in der Hoffnung, daß sein Bruder auch so handeln würde. »Sie möchten getauft werden, um der Welt zu sagen, daß sie die falschen Götter verlassen haben. Nächste Woche werde ich sie im Ozean taufen.«

Sein Bruder saß eine Weile in Gedanken versunken da. »Du hast mich und meine Frau noch nie gefragt, ob wir getauft werden wollen«, sagte er endlich.

»Wollt ihr denn?« fragte Paul, der seinen Ohren kaum traute.

»Wir sind jetzt auch Christen. Vor Monaten haben wir uns entschieden. Aber wir wußten nicht, wie wir es dir sagen sollten. Würdest du uns auch taufen?«

Einige Studenten kamen mit, um dieses frohe Ereignis zu bezeugen. Hier war kein Strand zum Schwimmen, obgleich der Sand herrlich sauber war und das Meer glitzerte. Die Haie sorgten dafür. Aber es war ein guter Ort und eine Zeit zum Lob Gottes. In Pauls Augen schimmerten Tränen, als er ans Ufer watete, seinen Arm um seinen Bruder gelegt. »Der Herr ist treu!« rief er mit lauter Stimme, als ob ganz Madras es hören sollte. »Der Herr ist treu!« Es gab kein besseres Wort, um seinen Empfindungen Ausdruck zu geben.

Die Hitze war bedrückend an diesem Morgen. Studenten eilten zu ihren Klassenräumen. Die neunundzwanzig Waisenkinder, die bei den Guptas lebten, marschierten gerade vorbei auf dem Weg zur Schule. Sie gingen wohlgeordnet, immer zwei und zwei, die sich an den Händen hielten. »Guten Morgen, Vater!« Mit fröhlichen Stimmen riefen sie es Paul zu. Der saß auf der Veranda und dachte zusammen mit einem schlanken, älteren Freund über die Vergangenheit nach. Bischof Josef war in Madras auf einer Bischofskonferenz. Er lachte, als er Paul erzählte, daß er niemals geglaubt hätte, daß aus der Schule etwas geworden wäre. »Der Herr ist treu«, sagte Paul und sein alter Freund nickte zustimmend. Es stimmte, der Herr war treu. Darüber bestand kein Zweifel. Das waren die Worte über Pauls Leben, die Geschichte des »Hindustan Bible Institutes«.

Paul erzählte von den Plänen für das Land nebenan, das sie kürzlich gekauft hatten: Eine große Aula, ein Männerwohnheim und noch eins für Frauen, ein modernes Krankenhaus und eine Volksschule. Die Pläne waren in Auftrag gegeben bei einem Architekten. Alles zusammen würde ungefähr 500.000 Dollar kosten. Das überstieg alles, was sie jemals vom Herrn erbeten hatten. Aber Paul rechnete damit, daß das Geld hereinkam. Der Herr war treu! Das Krankenhaus würde ein besonderer Dienst

sein, und gleichzeitig sollte es nicht nur sich selbst tragen, sondern auch die Schule. Das würde einen langjährigen Wunsch in Erfüllung gehen lassen.

Aber obgleich die Zukunft interessant war, kamen die beiden alten Freunde immer wieder auf die früheren Tage zurück. Sie erinnerten einander an die vergangenen Zeiten, als sie auf dem Ochsenkarren von Dorf zu Dorf gereist waren und das Evangelium in den Straßen gepredigt hatten. Es gab eine Menge zu erzählen. Jedoch über eins sprachen sie nie: über die Taufe. Jeder kannte und respektierte den Glauben des anderen. Sie bedauerten, daß durch diesen Unterschied eine Kluft zwischen ihnen aufgebrochen war. Im Himmel würde es über so etwas keine Diskussion geben. Durch eine unausgesprochene gegenseitige Abmachung hatten sie sich entschlossen, in der Liebe Christi ein Experiment zu machen: ein wenig Himmel hier auf der Erde. Warum auch nicht? Dafür war es nicht zu früh.

Er ist jetzt ein Bischof, dachte Paul, als sein Freund den Kopf zurückwarf und das wohlbekannte, warme Lachen herausrollte. Wie sonderbar und beschämend, daß er einst diesen freundlichen und frommen Mann als einen Unberührbaren angesehen hatte. Als einen Unberührbaren, ohne Kaste, außerhalb der Reichweite der Götter. Ein Opfer von solch niedriger Kreatur würde von einem Brahmanen nicht angenommen werden. Es würde ihn beschmutzen. Aber wegen ihrer Sünden waren alle Menschen »unberührbar«. Krishna konnte sie nicht verdammen. Für solche Menschen war Christus gestorben. Die Hindus nennen ihn immer noch den Gott der Unberührbaren. Und er ist es auch.

## FREMDWÖRTERVERZEICHNIS

*Ahimsa*: Eine Kernlehre des Hinduismus sowie des Buddhismus, die aussagt, daß alles Leben heilig ist und darum Gewalt gegen irgendein Lebewesen verbietet. Sie erkennt aber nicht, daß Leben auch vernichtet wird, wenn ein Vegetarier Wasser abkocht, um Tee zuzubereiten, oder wenn er eine Mohrrübe kaut.

*Avatara*: Die Inkarnation irgendeines Gottes, der zur Erde kam, um seine »Objekte« aufwärts zur Einheit mit Brahman zu führen. Einige Hindus glauben, daß Tiere auch ihr avatar haben.

*Dharma*: Das korrekte Verhalten aufgrund des Hindugesetzes. Aber da es für jeden Menschen anders lautet, muß jeder sein eigenes Dharma entdecken.

*Guru*: Wörtlich: Lehrer; jemand, der durch eigenes Praktizieren zum Gottesbewußtsein kommt und so fähig ist, andere zu lehren. Viele Hindus glauben, daß jeder einen Guru haben muß, sonst sei es unmöglich, sich aufwärts zur Einheit mit Brahman zu entwickeln.

*Hare Rama, hare Krishna*: Ein Ausruf des Lobes für Rama und Krishna. In der Mythologie des Hinduismus sieht man sie als zwei Reinkarnationen Vishnus, des Erhalters an. Vishnu ist einer der drei größten Götter. Die beiden anderen sind Brahman, der Schöpfer und Shiva, der Zerstörer. Alle 4,5 Millionen Jahre zerstört Shiva alles, Brahma schafft alles neu, und Vishnu erscheint wieder auf der Erde als Mensch mit dem Ziel, den Menschen den Weg des Lebens zu zeigen.

*Karma*: Ein Gesetz oder eine Macht, die jedem lebenden Wesen nach der nächsten Inkarnation zurückbezahlt, was es an Taten in diesem gegenwärtigen Leben vollbracht hat, sei es gut oder böse.

*Mantra*: Ein Wort oder mehrere, die ein hinduistisches Gebet darstellen. Die ständige Wiederholung soll den Geisteszustand für die Meditation vorbereiten. Es wirkt auch schon durch die Wiederholung allein.

*Maya*: Ein Wort, das alles beschreibt außer Brahman, weil gelehrt wird, daß alles außer dem Absoluten (Brahman) Illusion ist.

*Puja*: Eine hinduistische Form der Götterverehrung, die jeder einzelne für sich durchführen kann, die aber auch von Priestern vollzogen wird. Es gibt viele Formen.

*Vedanta*: Ein anderer Name für die Upanishaden, die die letzten Vedas (s.u.) sind. Er kann sich auf die Lehren der Upanishaden, auf die Upanishaden selbst oder auf die besondere Hindusekte, die diesen Namen trägt, beziehen. Die Sekte wurde von Vivekananda gegründet, um das Weiterbestehen der Lehren Rama Krishnas zu sichern. Es gibt in vielen Großstädten in den Vereinigten Staaten und in der ganzen Welt Vedantatempel.

*Vedas*: Die frühesten der heiligen Schriften des Hinduismus. Sie bestehen aus geistreichen Gesängen, Gebeten, Sing-Songs, lithurgischen Formeln und Beschwörungsformeln. Sie stimmen nicht mit der Mythologie der späteren Schriften wie die Bhagavadgita, Mahabharata oder Ramayana überein.

*Yoga*: Es ist eine Methode des Sich-Zurückziehens von der Illusion der sichtbaren Welt, um sich auf das Absolute zu konzentrieren, um sich damit zu identifizieren und endlich zur Einheit mit ihm zu gelangen.

*Yogin*: Ein Titel, der jemandem gegeben wird, der Yoga praktiziert und dem es gelungen ist, einige Fertigkeit darin zu erlangen.





Paul Gupta – der Sohn eines wohlhabenden Inders. In der Schule versagt er, weil er sich nachts in den Wirtshäusern herumtreibt. Seinem Vater stiehlt er Geld. Als eifriger Hindu betet er Krishna an, spricht unzählige Mantras, liest stundenlang aus der Bhagavadgita und findet trotzdem kein Seelenheil. Der Guru kann ihm seine Fragen auch nicht glaubwürdig beantworten. Von innerer Unruhe gequält, begegnet er plötzlich einem weißen Missionar, der von dem allein wahren Gott berichtet. Es dauert nicht lange, und Paul Gupta hat verstanden, daß dieser Gott ihn erretten kann. So wird Paul Gupta Christ und beginnt, seinen Mitmenschen von diesem wunderbaren Gott zu erzählen. Doch da verstößt ihn seine Familie. Völlig mittellos steht er nun auf der Straße. Wird sein Gott ihm jetzt helfen? Lesen Sie selbst in diesem bewegenden, abenteuerlichen Buch, wie Paul Gupta weite Teile Indiens bereist und überall von Gott erzählt, wie er heiratet, in Los Angeles zur Bibelschule geht und schließlich ohne Geld die erste indische Bibelschule gründet.